Moderner Jesuitismus.

Roman

von

Th. König,

Verfasser der „Reisebilder aus Ost und West“.

Erster Theil.

Leipzig.

Hermann Schultze.

1852.

Erstes Kapitel.

Breslau, den 10. Mai 1850.

„Getreuer Kurt!

Rasire doch schleunigst deinen Bart, lege eine moderne Kravatte um den Hals, und suche vorzüglich Dir einen talentvollen Schneider zu verschaffen.

Die Zeit braucht große Männer; aber ohne einen tüchtigen Schneider wird man nicht mehr groß!

Da haben sie eben einen Leichnam aus der Oder gezogen und in's Hospital gebracht. — Die Aerzte werden tief wissenschaftliche Experimente mit ihm anstellen; dann wird man ihn in eine Grube scharren, aus Barmherzigkeit ein Vaterunser darüber sprechen, — und damit wird die Sache ein Ende haben.

Als noch Leben in dem jetzt starren Körper war, und man das Ganze einen Menschen nennen konnte, da lagen in dem Schädel dieses Menschen Schätze von Wissenschaftlichkeit und Verstand aufgespeichert. Seine

Stirn trug den Stempel des Talents, und sein Auge lächelte humoristisch klug, wie die Schöpfungen von Jean Paul.

Wer hätte mir damals sagen mögen, als ich diesen Menschen kannte, bewunderte und liebte, daß er am Ende als Stromer durch die Straßen schlendern, sein Brot trotz dem schofelsten Cyniker betteln und ganz zuletzt sich wie ein Schicksalstragödienlump ersäufen würde.

Ich hätte es Keinem geglaubt. Denn ich dachte immer, ein fähiger Kopf dränge überall durch wie Quecksilber!

„Und was hat ihn denn nun zu Grunde gerichtet?"

Sein Rock, guter Kurt, sein schäbiger, schmutziger und zuweilen zerrissener Rock, welcher ihn Anfangs um Credit und Freunde, später um die Achtung der Welt und alle Subsistenzmittel, und zuletzt um den Verstand brachte!

Lache nicht, Freund, rede mir nicht von Paradoxen. — Der unglückliche Herrmann war durch und durch Cyniker. Darum bürstete er nie seinen Rock, kaufte selten einen neuen, und zuletzt konnte er keinen mehr kaufen.

Unser Inneres tritt meistens auch in die äußere Erscheinung heraus. Eine durchweg honnette Seele hält's nicht aus unter einem unsaubern Kittel. Man kann arm sein, ohne armselig zu werden!

Vernachlässigung des Aeußeren ist immer ein Beweis von innerer Einseitigkeit; und solche Einseitigkeit hat schon manches Genie „auf dem Schindanger verfaulen" lassen! Der arme, arme Herrmann! Er hatte die Anlage zu einem großen Manne und mußte so gar kläglich enden!

Aber das ist wieder ein Beispiel von den Folgen unsrer engherzigen, stüpiden Erziehung. Entweder will man die ganze Welt unter eine Kappe bringen und malträtirt dem 'zufolge die Individualitäten; — oder man hätschelt aus übergroßem Respect vor Individualität selbst Verschrobenheiten!

Herrmanns Vater, ein tugendhafter, behäbiger, aber bei alledem äußerst beschränkter Bürger, begriff natürlich die Flügelschwingungen von seines Herrmanns Seele nicht. Es ward ihm angst und bange, wenn er den lebenskräftigen Jüngling zuweilen ungestüm nach Rechts oder Links aus dem Gleise springen sah. Er war empört über diese hartnäckige Verleugnung der Abstammung; ohngefähr wie eine Henne empört sein würde, welche junge Adler ausgebrütet hätte, und dann diese junge verwegene Brut nach dem Wolkenrevier steigen sähe.

Der Bürger steigerte nach und nach seinen Zorn bis zur Empörung gegen Gott; er klagte Gott an, ihm ein Genie zum Sohne gegeben zu haben! Zuletzt sagte

er sich halb los von dem jungen Adler und wies alle Verantwortung an dessen Lehrer.

Die Lehrer besaßen gerade so viel Capacität und Menschenkenntniß, um in Herrmann eine Art „Genie" zu entdecken. Dergleichen, meinten sie, müsse man sich eben entwickeln lassen. Anstatt also nach Art eines tüchtigen Baumgärtners alle wilden Triebe vorsichtig zu beschneiden, ließen sie Alles wuchern; und so entwickelten sich denn bald bei Herrmann unter Anderm auch jene geniale Liederlichkeit und Nachlässigkeit im Aeußern, welche die Welt Anfangs als originell passiren ließ, darauf als unanständig tadelte, und zuletzt, und wahrhaftig mit Recht, als widerwärtig verurtheilte. Herrmann glaubte die Rolle des Märtyrers zu spielen und setzte der Welt sammt ihrem Urtheile nur Hohn entgegen.

Sein Vater, der fromme, gottergebene Mann, fluchte dem ungerathnen Sohne und verstieß ihn ganz.

So sank denn Herrmann von Stufe zu Stufe. — Doch Friede seiner Asche!

Du aber, geliebter Kurt, bedenke Dir doch die Angelegenheiten wegen des Schneiders! Die Götter bescheren Dir, was Dein Herz begehrt!

Max Günther."

Als der Maler Günther den obigen Brief beendigt hatte, zündet' er eine Cigarre an, lehnte sich behaglich in dem Lehnsessel zurück, hüllte sich in einen mystischen, wolkenartigen Rauch, und verlebte so einige jener deliciösen Momente, darinnen das nach innen gekehrte Auge für die Außenwelt vollständig blind wird.

In solchen Augenblicken war Maxens Geist besonders schöpferisch. — Da schuf er jene Figuren und Ideen, welche später der Pinsel auf die Leinwand fixirte, und welche ihm bereits den Ruf eines genialen Künstlers erworben hatten.

Max war noch jung und lebenskräftig. Sein Gesicht, wiewohl hübsch und ansprechend, zeigte doch für gewöhnlich weder Originalität, noch scharf ausgeprägte, charakteristische Züge. Sein blaugraues Auge, hinter Brillgläsern versteckt, schien zuweilen sogar matt.

In jenen Momenten aber, wo Günther, der Mensch, sich in den Künstler verwandelte, in seinen Stunden der Empfängniß und des Schaffens, da zuckte ein brennender Feuerstrahl aus seinem Auge; das Gesicht gewann einen schönen, energischen, geistigen Ausdruck. Man hätte sagen können: Dann leuchtete der Entschluß, den Himmel zu stürmen, aus seinem Antlitz!

Der Maler hatte lange mit seinen Kunstgedanken im Lehnstuhle gesessen. Da ward plötzlich die Thür

geöffnet, und herein trat in Reisekleidern ein eleganter vornehmer junger Mann, schritt auf Günthern zu und legte mit den Worten: „Da haben Sie endlich!“ — ein Paquet Papier vor ihm auf das Schreibpult.

Max hatte den Kopf gar nicht umgewendet, den Gast gar nicht angesehn. Er griff hastig nach dem Paquet und sagte: „Setzen Sie sich, lieber Graf, oder machen Sie, was Sie wollen; aber haben Sie Nachsicht mit meinem von Neugierde und Ungewißheit beängsteten Gemüth.“ — Darauf ließ er sich an, in den Papieren zu lesen.

„Nein, guter Max“ — versetzte der Graf, die Hand auf Günthers Schulter legend — „nicht jetzt werden Sie diese Blätter durchlesen. Wir sind Beide anderswo nöthig. — Unser Freund Kurt von Staufen, der liebe excentrische Junge, liegt in Berlin wie ein geknicktes Rohr danieder. Man hat ihm seine Pauline geraubt. Darüber ist er toll geworden, hat sich in sein Zimmer eingeschlossen und wird dort, wenn wir ihn nicht retten, an Melancholie sterben. Also packen Sie ein; wir fahren mit dem nächsten Zuge nach der Residenz.“

Statt aller Antwort überreichte Günther seinem Freunde den Brief, welchen er vorhin an Kurten niedergeschrieben.

Der Graf las ihn durch, legte ihn wieder auf den

Tisch und sagte: „In der That sehr sonderbar dieses Zusammentreffen! Und ich gebe zu, daß Kurt eine gewisse, wenn auch entfernte Aehnlichkeit mit Herrmann besitzt. — Doch eilen Sie, eilen Sie, Max, wir haben keine Zeit zu verlieren."

Günther erhob sich, tief aufseufzend, als er einen Scheideblick auf die vor ihm liegenden Papiere warf. „Ein Wort noch, Rudolph" — rief er dann, dem Grafen hastig die Hand drückend — „bestätigen diese Papiere meine Hoffnung, oder zertrümmern sie mein Glück?"

„Meine Schwester liebt Sie. Sie werden's später in den Blättern lesen und aus ihrem Munde hören" — antwortete mit Theilnahme der Graf.

Max machte einen ungeheuren Satz durch das ganze Zimmer. „Reisen wir nicht ein wenig nach Sudan, Rudolph, oder nach der Mandschurey oder nach Japan? Ich gehe, wohin Sie's haben wollen!" — rief er mit glänzenden Augen. Und darauf riß er aus einem Nebenzimmer eine Reisetasche hervor, wühlte in Kästen und Schränken, packte und schnallte, und stand nach zehn Minuten zur Reise gerüstet vor dem lächelnden Freunde.

„Und jene Papiere?" fragte neckend der Graf nach dem Schreibpulte weisend.

„Richtig, die nehm' ich mit. Die verteufelte Kunst zerrüttet das beste Gedächtniß!“

Und das magnetische Paquet verschwand in der Reisetasche.

In diesem Augenblicke brachte ein Mensch mit orangefarbigem Kragen einen Brief.

„Aus Berlin, von Kurt!“ schrie Günther, riß das Siegel auf und las mit dem Grafen, wie folgt:

Berlin, am 9. Mai 1850.

„Geliebter Max!

Wofern Du je noch ein Wort von europäischer Civilisation zu mir redest, sag' ich mich los auch von Dir und erkläre Dich feierlich für einen Tollhäusler oder käuflichen Buben!

Was nützen mir denn die schönklingenden, logisch gebauten Sätze Eurer Vernünftler und Rechtsgelehrten, jene Phrasen, mit denen Ihr Eure elenden Hütten behängt, um ihnen das Ansehen von Palästen zu geben? — Findet Ihr denn nicht selber, daß Ihr Euch in diesen Lappen wie die Gans in Pfaufedern ausnehmt?

„„Der Mensch ist der erste Freigelassene der Schöpfung. Die Wage des Guten und Bösen, des Falschen und Wahren liegt in ihm. Er kann forschen; er soll wählen!““

Hätte der gelehrte, menschenfreundliche Herder diese Sentenz für ein Aushängeschild seines Studirzimmers benützt, so wollt' ich Nichts dagegen haben. Dem kalten, unerbittlich egoistischen Zwangjackenwesen des Lebens ge- gegenüber klingt sie wie eine Blasphemie!

„„Das Recht besteht darin, daß jeder Einzelne von dem Andern als freies Wesen respectirt und behandelt werde.““

Dank Dir, Dank, großer Mann, tiefdenkender Hegel! Nun wissen wir endlich, was Recht ist; denn Du hast's gesagt!

Wir schreiben's nieder und tragen's in der Mappe herum und finden uns — gleich jenem schlauen Reisenden, welcher einen Wegweiser aus der Erde riß und mit sich schleppte — überall meisterlich zurechte. Tritt uns dennoch ein breitfüßiger Coloß hier und da ungeschickt oder rücksichtslos auf die Füße, so halten wir ihm schleunigst die Mappe hin und wundern uns gutmüthig und mit einer Art stolzer Genugthuung, daß der Unglückliche nicht weiß, was in unsrer Mappe steht, und was doch der verwegene Philosoph decretirt hat!

O über diese allgegenwärtige Fuchsschwänzerei und inbrünstige Bornirtheit, welche alpartig auf dem Leibe der Menschheit lasten, ihr den Athem rauben und sie bis auf's Blut peinigen! da wird alles gesunde Leben

erdrückt, sodaß am Ende nur noch Gicht und Knochenfraß und Aussatz zurückbleiben werden!

Halte mich doch nicht für einen Verrückten, guter Max, wenn ich poltere und fluche und mit der Faust auf den Tisch schlage. Die Menschen haben mir erbarmungslos das Herz zerfleischt und meine Begriffe verwirrt. Ich stöhne meinen höllischen Schmerz in Deine Freundesbrust aus. Sei doch gütig und theilnehmend gegen mich.

Die Welt ist aus ihren Angeln; wehe mir und dir, daß wir geboren wurden, sie wieder einzurenken! — Man wird uns verbrennen oder kreuzigen, wenigstens martern. Und bei mir hat man damit schon angefangen. — Denn ich knirsche nicht blos darum mit den Zähnen, weil man mir unmenschlich an das wunde Leben meiner Liebe getastet, sondern weil sich das mit Füßen getretene Hegel'sche Recht und die in Staub gezogene Herder'sche Menschenmajestät in meiner Seele empörend aufrichten!

Vorgestern also besuchte mich mein Vater. — „Lieber Kurt" — begann er mit seinem selbstbewußten, aristokratisch untrüglichen Wesen — „mit Kummer und getäuschter Erwartung hab' ich die Bemerkung gemacht, daß meinem Sohne bisher gar Nichts daran gelegen, seines Vaters Denkungsweise anzunehmen. Selbst in

Deinem Aeußern hast Du nicht einmal jenes eigenthümliche Etwas zu behaupten gewußt, welches den Mann von Geburt seit Jahrhunderten charakterisirt, ihm Respekt und Uebergewicht in der Gesellschaft sichert. — Es war eine herbe, fast kränkende Erfahrung für mich, meinen einzigen Sohn als Schwärmer und Sonderling bezeichnen zu hören. — Heut nun, ist dieser Sonderling noch auf dem Punkte, ein Narr, ein öffentlicher, historischer Narr zu werden; ein „„von Staufen““ steht im Begriff, eine Emancipirte, eine Dirne von jüdischer Abkunft vor aller Welt als rechtmäßige Gemahlin anzuerkennen! — Das Maaß Deiner Lächerlichkeit ist voll, Kurt von Staufen; ich befehle Dir, mir eine eclatante Genugthuung für diesen Schimpf zu verschaffen!“

Was ich meinem Vater erwiderte, Max, weiß ich nicht mehr. Aber ich antwortete kalt, gemessen und entschieden. Darauf war ich einer Ohnmacht nahe, und mein Vater führte mich höflich bis zum Sopha. „Leben Sie wohl, Herr Assessor —“ sagte er dann mit artiger Verbeugung und mich mit einem eiskalten Blicke regalirend — und so ging er fort!

Du siehst, die Zerrissenheit und Zerwürfniß in unsrer Gesellschaft sind grenzenlos.

Als ich mich wieder so weit erholt hatte, daß ich

einige zusammenhängende Worte reden konnte, stürzt' ich fort — zu Paulinen.

„Ist verreist und auf lange!" sagte der Banquier achselzuckend, derselbe Mann, welcher mir einige Tage vorher sein halbes Vermögen zur Disposition gestellt und seiner Tochter Hand segnend in die meine gelegt hatte.

Und wieder stürzt' ich hinaus in die Straßen, an tausend gleichgültigen, fühllosen Menschenfiguren vorüber, und dann auf mein Zimmer. Und da sitz' ich und schreibe Dir, schreibe eine feierliche Anklage nieder gegen die Gesellschaft, welche, während sie immer noch von dem Märtyrerblute der Wahrheit trieft, dem Götzen der Finsterniß und einer mit schmachvollen Vorurtheilen überkrusteten Vergangenheit bereitwillig neue Opfer liefert.

Ich lechze nach Kampf auf Leben und Tod! Orkane brausen durch meine Seele! Komm', lieber Max, komme doch bald und suche mich vor Narrheit zu behüten!

Kurt von Staufen."

Als die Beiden Kurts Brief zu Ende gelesen, sagte der Graf: „Sie sehen nun, wie nothwendig wir sind!" —

Und Beide fuhren nach dem Niederschlesischen Bahnhofe.

Zweites Kapitel.

Der Berliner Banquier G. Goldschmidt saß gegen Mitternacht noch in seinem Comtoir, allein unter Briefen und Rechnungsbüchern. Den Kopf schwer auf die Rechte gestützt, starrte er sinnend vor sich nieder. Zuweilen entwand sich ein langer, tiefer Seufzer seiner Brust, und über das edle, energische, kluge Gesicht zuckte ein finstrer Schatten.

„„Wie Einer ist, so ist sein Gott!““ — flüsterte er vor sich hin. — „Wenn der alte Göthe mit diesem Satze Recht hatte, woran ich keinen Augenblick zweifle, so muß die Gottheit mancher Leute abscheulich sein. Denn fürwahr, es giebt wunderliche Käuze auf dieser Fastnachtsbühne, Leben genannt. Und es gehört eine antike Gelassenheit dazu, manchen Menschen nicht ins Gesicht zu lachen, wenn sie von der Größe und Erhabenheit ihres Gottes reden.

Solche manierliche Schurkerei im Gewande der

Gottergebenheit und Demuth müßte in einem vernünftigen Staate gleich dem Meineide mit dem Pranger bestraft werden.

Ein Vater, dem der Hochmuthsteufel das Herz gegen den eignen Sohn empört hat, weil dieser Sohn nicht dieselben wuchernden Sproßreiser des Ehrgeizes und der Aufgeblasenheit treibt wie er, — verleugnet, verstößt sein einziges Kind. — Darauf tritt derselbe Vater zu einem Zweiten und spricht ohngefähr wie folgt: „„Sie haben da eine Tochter, mein Herr, welche Kopf und Sinne meines Sohnes in einem Grade umstrickt hält, daß kein Mensch, selbst ich nicht, für die Folgen seiner Leidenschaft stehen kann. Ihre Tochter ist das Kind eines getauften Juden, mein Herr. Verzeihn Sie; aber die Verhältnisse gebieten eine rückhaltslose Aussprache.““

Mit demselben brutalen Tone und Gewissen versichert der Räuber und Mörder, die Keule schwingend, seinem Opfer: Die Verhältnisse gebieten mir, dich niederzuschlagen!

„„Ihre Tochter also ist jüdischer Abstammung. Mein Sohn ist der Erbe eines uralten, berühmten Namens. An eine ehrenhafte Verbindung unserer Kinder können Sie selber also niemals gedacht haben. Folglich werden Sie in unserm beiderseitigen Interesse han-

deln, wenn Sie meinem Sohne hinfüro Ihr Haus verschließen.““

Nachdem der ehrenhafte Mann schnell und zu seiner Genugthuung dies Alles vollbracht und gesprochen, tritt er vor den Altar seines Gottes und betet folgendermaßen:

„Ich habe mein Kind verstoßen; aber es geschah in deinem Interesse, o Herr, und dem deiner heiligen Religion. Ist es möglich, so führe meinen Sohn wieder auf den richtigen Weg zurück. Wo nicht, so gieb mir Kraft und Standhaftigkeit, das Unvermeidliche zu tragen.“

In dem sublimen Cirkel, welchen der vornehme Mann den Abend nach diesen Ereignissen betritt, kommt man ihm mit warmer Theilnahme und unzweideutiger Bewunderung entgegen. Den Sohn bezeichnet man mit „Ausbund“, den Vater mit „adlicher Charakter“.

Und das Alles hat sich im Jahre des Herrn 1850 inmitten der Civilisation zugetragen!

„Aber was that denn der zweite Vater auf die Zumuthung des ersteren?“ fragte eine helle Metallstimme hinter dem Banquier.

Goldschmidt wandte sich um und gewahrte seine Tochter, welche mit ängstlicher Spannung die Antwort von ihm zu erwarten schien.

„Der zweite Vater“ — versetzte er lächelnd —

„war dem Anscheine nach nicht besser als der erste. Denn er verbeugte sich höflich vor dem stolzen Edelmanne, ohne ein Wort zu erwidern. Und als eine Stunde darauf der verstoßene Sohn bei ihm nach Paulinen fragte, gab er zur Antwort: „Ist verreist und auf lange!"

Pauline zuckte zusammen, ward todtenbleich und sank nieder wie eine gebrochene Lilie.

„Thörichtes Kind!" — rief Goldschmidt, von dem Sessel sich emporschnellend und zu der Ohnmächtigen eilend. „Kennst Du Deinen Vater noch so wenig, daß Du ihn verurtheilst, weil der Schein gegen ihn ist?"

Und mit jener Kraft, welche Angst und Liebe einflößen, trug er das leblose Mädchen bis in ein Seitengemach, wo er sie vorsichtig auf den Divan niederlegte, ein Flacon herbeiholte und ihr einige nervenstärkende Tropfen ins Gesicht sprengte.

Pauline, das Kind des getauften Juden, schlug langsam die Augen wieder auf und blickte wie im Traum rings im Zimmer umher. Das dichte, aufgelöste, seidene Haar ringelte sich wie schwarze Schlangen über die alabasternen Schultern. Das große, dunkle Auge wand sich mit Anstrengung aus der Nacht der Ohnmacht hervor. Der halbgeöffnete Mund hauchte einen leisen Athem aus; und der Busen, vom weißen Nachtgewande nur

schwach verschleiert, dieser Busen einer Canova'schen Venus, begann von neuem Lebensdrange zu wogen.

Vor ihr, mit auf der Brust gekreuzten Armen, stand der Vater, dem neuerwachenden Leben seines Kindes mit ernstem und entzücktem Auge folgend.

Nach langem Schweigen öffnete Pauline zuerst den Mund und sagte: „Was hast Du denn nun mit uns beschlossen, geliebter Vater?"

Goldschmidt rückte einen Stuhl neben den Divan, setzte sich und begann: „Sieh, Kind, wir Menschen können gewissen Verhältnissen und Ereignissen bei der größten Vorsicht nicht vorbeugen. Darin sind wir abhängig vom Zufall. Aber stehen sie uns einmal vor Augen, dann können wir in fast allen Fällen Herr über sie werden, können sie uns dienstbar machen. Darin sind wir Herren und Meister unseres Geschickes. — Wem dies bekannt und einleuchtend ist, und wer daneben noch einen festen, zähen, unbeugsamen Willen, eine unerschütterliche Ausdauer im Streben besitzt, der erreicht, dem gelingt Alles! — vorausgesetzt, daß er durch den Erfolg nicht übermüthig gemacht, zuletzt nach dem Unmöglichen trachtet.

Vor ohngefähr zwanzig Jahren beschloß ich, ein reicher Mann zu werden. — Nicht, daß mich die Gier nach Besitz und Mammon angewandelt hätte, sondern

weil ich erstens den Genuß liebte, und weil schon damals dunkle Pläne in mir auftauchten, zu deren Ausführung man Gold nöthig hat. — Ich concentrirte all meine Kräfte und Fähigkeiten auf Einen Punkt, steuerte unverrückt nach dem einen Ziele — und heut siehst Du mich in dem Besitz von zwei Millionen.

Zur selben Zeit heirathete ich, den heißen Bitten meines Vaters willfahrend, ein reiches, hübsches Mädchen, welches ich aber nur ein einziges Mal vorher gesehen hatte. Ich heirathete sie, weil ich dabei den Entschluß faßte, sie zu lieben und glücklich zu machen.

Am Abend nach unserer Hochzeit trat ich zu ihr und begann: „Der Mensch ist ein sehr eigensinnig Geschöpf, liebes Weib. Alles, was ihm leicht wird, oder wozu man ihm gerathen, oder was er ohne eignes Zuthun erreicht, imponirt ihm nicht, nimmt ihn nicht ein, wird ihm nicht theuer. — Und doch besitzt er für gewisse Fälle noch lange nicht Eigensinn genug. — Es kommt vor, daß sich zwei Menschen heirathen, ohne sich recht zu kennen, ohne sich demnach zu lieben. Anstatt nun gerade darin Etwas zu suchen, der hämischen, spöttelnden Welt zum Trotz mit der Zeit eine gegenseitige und recht inbrünstige Liebe herbeizuführen, bleiben sich Beide meistens fern, grollen innerlich dem von Verhältnissen aufgedrungenen Bande, liefern den giftgetränkten Zungen der

Nachbarschaft neuen Stoff zur Verhöhnung heiliger Beziehungen und beweinen bei alledem ein verfehltes, gekränktes Leben. — Sage doch, Agnes, was Du darüber denkst." — Deine Mutter lächelte, erröthete und antwortete: „Versuchen wir denn, recht eigensinnig zu sein!"

Ich schilderte ihr darauf meine Grundsätze, Weltansichten und Pläne. Als ich aber in sie drang, ein Gleiches oder Aehnliches zu thun, schlug sie die Augen nieder und flüsterte: „Noch bin ich ein weicher Thon, Gustav, in welchen Du Deine Züge und Linien prägen mögest. Gestatte mir nur, mich unter Deinen schützenden Augen und nach Deines Herzens Lust zu entwickeln."

Siehst Du, Pauline, jenen Abend schon legten wir den Grundstein zu jener begeisterten Liebe, welche Du später selber wahrgenommen hast.

Der Mensch kann, was er will, und wollte er Minister werden. Er erreicht bestimmte Zwecke, natürlich nur bei bestimmten Mitteln. Er kann daher auch widerwärtige Ereignisse, welche gegen ihn hereinbrechen, zu seinem Frommen umgestalten oder leiten.

Als mich heut jener rücksichtslose Edelmann unter dem Gewicht seiner unmanierlichen Worte zu demüthigen wähnte, da tauchte blitzschnell ein Plan in meiner Seele auf. Dieser Plan geht mit Deinem und Kurt's Glücke

Hand in Hand. Vertraue mir also und hoffe, selbst wenn Du vor der Hand Deinen Geliebten weder sehen noch sprechen darfst. Eure Vereinigung soll und wird statt finden; aber auf eine öffentliche, Epoche machende Art, welche dem Hochmuthe jenes fastidiösen Aristokraten eine ernste bittre Lehre geben muß.

Uebrigens werde ich selbst Kurten bis dahin nicht ohne Trost und Hoffnung lassen."

Pauline hatte ihrem Vater mit wachsender Freude zugehört. Jetzt sprang sie auf mit der Elasticität der Jugend und der graciösen Leichtigkeit einer anmuthsvollen Weiblichkeit, hing sich dem verehrten alten Manne um den Hals und sagte mit strahlendem Gesicht:

„O, Du weißt mich schon stark zu machen, wenn ich schwach werde; und jetzt fühl' ich, der verachtete Judensprößling, einen Heldenmuth in meiner Brust, welcher sich vor den wieder auftauchenden Spukgestalten veralteter Engherzigkeiten gar nicht mehr fürchtet. Handle nur, wie Dir's gut dünkt, denn Du handelst ja immer großherzig und edel; und verzeihe dem feigen, furchtsamen Mädchen, welches unüberlegt eine Scene aufgeführt, wie sie sich meist nur im Boudoir vornehmer Damen ereignen."

„Halt, halt, Kind, was schwatzest Du wieder!" — rief mit brummiger Rauhheit der alte Goldschmidt, das

rosige, glühende Mädchen leicht auf die Wange klopfend — „Bist Du denn nicht selbst eine vornehme Dame? Hab' ich denn nicht Tausende willig hingegeben, und hat die Natur selber nicht Alles aufgeboten, um Dich dazu zu bilden? — Vornehm ist jeder selbstbewußte, stolze und dabei durchgebildete Mensch, dessen adliches Innere auch in seiner äußern Erscheinung sich ausspricht. Eine solche Vornehmheit, auf ästhetischer Grundlage ruhend, giebt dem geselligen Verkehr eine Weihe, einen eigenthümlichen Reiz und verdient, anstatt Tadel und Spott, Anerkennung und Bewunderung. Also kein Wort mehr gegen vornehme Menschen! Und nun, gute Nacht! Während Du träumen wirst von einem stattlichen, wackern, jungen Manne, werd' ich an ihn schreiben und ihm ernstlich untersagen, in Zukunft wieder Ohnmachtsscenen in meinen Zimmern zu veranlassen. Also noch einmal gute Nacht, Kind!“

Damit drückt' er einen Kuß auf die stolze, schöne Stirn Paulinens, kehrte zurück unter seine Bücher und Rechnungen, und hing dort aufs Neue seinen Betrachtungen nach.

„Handle wie Dir's gut dünkt, denn Du handelst immer großherzig und edel!“ — murmelte er nach einer Pause wieder, die Worte seiner Tochter sich wiederholend. „Das thörichte Mädchen! Als ob unser Herz

danach eingerichtet wäre, immer groß zu sein! — Wo liegt denn überhaupt die Grenzmarke zwischen edel und egoistisch? — Vage, nichtige Bestimmungen, Begriffsreitereien einer schulmeisterlichen, voreiligen Gesellschaft! — Man folgt einem blitzschnellen, unerklärlichen Impuls, einem galvanischen Seelenzucken, und verrichtet bei einigem Glück eine sogenannte große, edle That. Man wird gepriesen, gefeiert, besungen. — Ein schlichter braver Mensch daneben wird durch die bloße Erzählung jener That bis zu einem außerordentlichen Grade begeistert. Sein Geist vertieft sich andächtig in die That, reproducirt sie geistig und mit Bewußtsein. Kein Mensch weiß etwas davon, und wüßt' es Einer, so verstünde er's nicht zu schätzen!"

Lange Pause. —

„Ich werde einen Kampf beginnen offen und ehrlich. Wenn die Waffen ungleich sind, die meine und die meines Widersachers, so falle der Fluch auf die Zeit, welche den Menschen dergleichen Waffen in die Hände giebt! Wenn Gold den privilegirten Hochmuth bändigen, demüthigen kann, so ist das blos ein Beweis, daß Gold eine stärkere, reellere Macht als jener sei. Möge die Zeit dann, wenn sie alle Götzen zertreten wird, auch die Gewalt des Goldes unter die Füße stampfen! Denn fürwahr! ich werde mich nicht dagegen stemmen!"

Als Goldschmidt den kurzen Monolog beendet hatte, schrieb er noch folgenden Brief:

„An den Kammergerichtsassessor, Herrn Kurt von Staufen.

Heut' morgen hatte ich die Ehre, Ihnen zu berichten, daß meine Tochter auf längere Zeit verreist sei.

Ihre ungewöhnliche Eile gestattete mir nicht, hinzuzufügen, daß Pauline Ihnen tausend warme Grüße und die Versicherung zurückläßt, daß sie trotz der schaukelnden, schwankenden Wogen mit ihrem Boot unerschütterlich seinem Ziele zusteure, welches, wie sie weiß, auch das Ihrige ist.

Ich habe wohl kaum nöthig, die Bemerkung daran zu knüpfen, daß Pauline meinen vollen Segen auf ihre Fahrt mitgenommen, und daß es mich unendlich glücklich machen wird, sowohl meine Tochter als Sie, Herr von Staufen, einst wohlbehalten an dem erstrebten Ziele angelangt zu sehn.

Hochachtungsvoll

Ihr

ergebener

G. Goldschmidt."

Zur selben Zeit, wo sich dies Alles im Goldschmidtschen Hause ereignete, saß der Maler Günther bereits am Bett seines fieberkranken Freundes Kurt. Der Kranke lag in tiefem Schlafe befangen; und Max las in den theuren Blättern, welche ihm Graf Burgsdorf in Breslau zugestellt hatte.

Er las, wie folgt:

Drittes Kapitel.

Meine Mutter war eine überaus zarte, sanfte und in sich gekehrte Frau; eines jener Wesen, von welchen man behaupten hört, sie seien zu gut für diese Welt.

Es mag diese Behauptung barock sein; denn, die Bestimmung des Menschen verkennend, räumt sie dem Hier nur eine kümmerliche Vorbereitungsrolle ein und stellt die Centripetalkraft des Erdenlebens in Frage. Sie dürfte wohl dahin zu ändern sein, daß es hier und da so überaus fein organisirte, oder besser, krankhaft reizbare Naturen giebt, welche, sobald sie die Fühlhörner unter der Schale ihrer Innerlichkeit hervor in die Außenwelt strecken, sich gleich verletzt fühlen, dem zufolge endlich allen Verkehr mit der Außenwelt abbrechen und ein durchaus innerliches, abgeschlossenes Leben führen.

Der Graf Burgsdorf, mein Vater, war ein sehr ernster, kalter, strenger, ascetischer Mann, auf dessen

Gesicht ewig ein Schatten lag, und in dessen Seele niemals Friede wohnte.

Die Ehe meiner Eltern glich einer stillen, ruhigen, aber doch unheimlichen Nacht. Ich entsinne mich aus meiner ganzen Kindheit nur eines einzigen Zwistes unter Beiden, in welchem die formelle Höflichkeit während einiger Minuten außer Acht gesetzt wurde.

Der Vater war von einer Reise weit eher zurückgekehrt, als wir erwartet hatten.

„Schon da?" — rief die Mutter, ihm freundlich entgegeneilend.

„Dieses Schon klingt nicht eben schmeichelhaft;" — erwiderte er kühl — „ich bedaure, wenn ich zu früh gekommen."

Die Mutter schaute ihm traurig ins Gesicht und entgegnete: „Deine Gemahlin, Franz, müßte in der That ein unglückliches Weib sein, wofern ihr die Heimkehr ihres Gatten jemals zu früh scheinen könnte."

„Du bist krank, Mathilde" — versetzte der Vater auf den Fensterscheiben trommelnd — „lege Dich nieder und verschlafe dergleichen Lapalien."

„Lapalien, welche Einem das Herz brechen" — klagte die Mutter, in Thränen ausbrechend und aus dem dem Zimmer gehend.

Außer diesem weiß ich von keinem Zwiste unter ihnen.

Die Welt hielt meine Eltern für ein sehr glückliches und passendes Paar. Und wie hätte sie auch anders urtheilen mögen, sie, die nach dem Lächeln eines Gesichtes auf ein ruhiges, frohes Herz schließt, wie ein oberflächlicher Weinkenner von der Etiquette einer Flasche auf den Inhalt derselben.

Herrschte doch in der That, selbst wenn wir allein waren, ein fast zärtliches Entgegenkommen in dem Benehmen Beider gegen einander; um wie viel mehr gegenüber dem lauernden Auge der Welt.

Wenn die Mutter ganz allein mit mir war und sich selbst von mir unbeobachtet glaubte, dann rannen wohl oft heiße Thränen über ihre bleichen Wangen; aber niemals kam ein Wort der Klage über ihre Lippen.

Und wenn der Vater zuweilen, mich an der Hand führend, im Garten herumwandelte, da verpflichtete er mich stets, meine Mutter zu lieben. „Denn Deine Mutter ist ein Engel!“ — sagte er.

Mein Bruder Rudolph war selten daheim; nicht einmal seine Schulferien brachte er ganz auf unserm Landsitze zu. — Rudolph hing mit begeisterter Liebe an dem warmen Mutterherzen; dagegen betrachtete er den Vater nicht anders als mit scheuer Ehrerbietung. Es schnitt ihm durch die Seele, die Mutter leiden zu sehn;

und das war ja immer der Fall, wenn er in unsrer Mitte lebte.

Ich zählte gerade funfzehn Jahre und Rudolph zweiundzwanzig, als unsre Mutter starb. An ihrem Sarge sagte mein Vater zu mir: „Werde glücklicher wie sie; im Uebrigen werde ihr gleich!“ — Und zu Rudolphen sagte er: „Wenn das Geschick einst schwere Prüfungen über Dich verhängt, so bestehe dieselbe so wie sie!“

Mein Schmerz war grenzenlos. Ich ahnte damals instinktartig, daß ich von da ab oft allein in der Welt stehen würde.

Rudolph's Schmerz grenzte an Schwermuth. Er sprach nicht, weinte auch nicht. Aber er starrte stundenlang ins Leere. — Der Vater betrachtete ihn mit ängstlichem Auge. Es war, als hätte in dem stummen Schmerz des Sohnes eine Anklage gegen den Vater gelegen.

Vierzehn Tage nach dem Tode der Mutter machte mir der Vater eines Abends die Mittheilung, daß ich des andern Tages schon Burgsdorf verlassen und nach dem Mädchenerziehungsstifte zu G. gebracht werden würde.

Die Nachricht setzte mich in eine eigenthümliche Aufregung, in welcher Freude und Schreck, Furcht und Hoffnung seltsam gemischt waren.

Unser altes Schloß schien mir im höchsten Grade unheimlich. Rudolph war schon wieder abgereist; der Vater trübsinniger, menschenfeindlicher denn je; — meine Verlassenheit also fast unerträglich geworden. — Zudem beschlich mich eine tiefe Sehnsucht, mich auszubilden; denn die Gespräche mit Rudolph hatten mir bewiesen, wie weit ich zurückgeblieben.

Und so reist' ich denn hoffnungsvoll, die Brust von Entschlüssen und Plänen geschwellt, an einem herrlichen Herbsttage von meiner Heimath ab.

Das Erziehungsstift zu G. genoß damals eines sehr vortheilhaften Rufes. Die vornehmsten Familien der Provinz schickten ihre Töchter dahin. Vielleicht war es hauptsächlich die renommirte Frömmigkeit der Anstalt, welche ihr Zuspruch und Ansehn verschaffte.

Aber gerade in jenem so fromm christlichen Kreise entdeckte ich zu meiner Bestürzung sehr bald die boshaftesten Intriguen und die scheinheiligste Gleißnerei. Man beschlich unsre kleinsten Geheimnisse, las unsre Briefe, sogar die an Eltern und Verwandte, und suchte unter der Form einer Art Beichte selbst bis in unsre verborgensten Familienverhältnisse zu dringen, welche man außerdem noch durch die indiscretesten Fragen vor unsern Augen entweihte. — Man zwängte uns rücksichtslos in das beengende Schnürmieder einer zerknirschten, alle

natürlichen Gefühle der Jugend abtödtenden Devotion, und bildete bei den meisten von uns jene heuchlerische Verschmitztheit, welche überall widerwärtig, bei einem Mädchen empörend wirkt.

Und wenn ich heut noch einen Blick auf viele meiner Mitschülerinnen werfe, welche wie ich bereits ins gesellige Leben getreten sind, so erkenn' ich noch heut die verderblichen, traurigen Folgen jenes Einsperrungs-, Abschließungs- und pietistischen Systems. Man hat uns die Jugendfrische geraubt, jenen Hauch und Schmelz einer edlen Naivität. Man hat uns gelehrt, demüthig den Blick stets zur Erde zu schlagen und unsre Gedanken hinter Worten zu verbergen. Man hat Wölfinnen in Schafskleidern aus uns gemacht; und was keinen kräftigen, selbstständigen Geist hatte, wird von jener heuchlerischen Erziehungsmethode nimmer wieder genesen.

Unter meinen Mitschülerinnen fiel mir bald eine auf, die sich vor allen übrigen in aller Beziehung hervorthat. Emilie Sahro war das reizendste Geschöpf, welches ich jemals gesehn. Mit ihrem hellblonden, goldenen Haar, das sich anmuthig in kleine Locken ringelte, mit ihrem blauen, leuchtenden Auge, welches so neckisch unschuldig und dann wieder so stolz und bedenklich dreinblickte, mit ihrem schneeweißen, durchsichtigen Teint, und vorzüglich mit der unnachahmlichen Anmuth, die sich in

ihren Bewegungen überall äußerte, bezauberte sie mich. Ich fühlte stets eine tiefe Bewegung von Wohlwollen, Freundschaft und Bewunderung, sobald sie mir nahe war. — Dennoch blieben wir äußerlich einander ziemlich lange fremd. Erst ein sonst unbedeutendes Ereigniß führte ein gegenseitiges Geständniß unsrer Gefühle herbei.

In der Nähe unseres Institutsgebäudes lag ein großer, finsterer Park, durch welchen sich ein wilder, brausender Bach, kleine, malerische Katarakte bildend, hindurchstürzte. Nun war uns zwar aufs Strengste untersagt, jemals allein dorthin zu gehen. Allein das Verbot empörte mich, weil der Park stets öde, nur unbesucht von Menschen blieb, also keine sogenannte Gefahr für uns bot, und weil andrerseits die wenigen Augenblicke, welche ich dort einsam zubrachte, unter die glücklichsten meines Lebens gehörten.

Eines Nachmittags nun, nachdem ich pünktlich meine Aufgaben vollendet, stahl ich mich weg aus dem Arbeitszimmer und lief nach dem Parke. Ich war noch nicht weit, als ich mich plötzlich am Arm berührt fühlte und Emilien neben mir sah. Sie war schöner als je, lustig und leicht wie die schwirrende Lerche. „Du sollst den verbotenen Apfel nicht allein pflücken!" rief sie mit schalkhaftem Blicke, und wir schritten Arm in Arm weiter.

Als wir bis in den Park und an den Bach ge-

kommen waren, warf eben die Sonne ihre letzten, hochrothen Strahlen vergoldend auf Berg und Thal, auf Wald und Wasser. Die Luft tönte wundersam von dem Gelispel der Zweige und dem Gekose und Gemurmel der Wellen. Der noch blasse, schimmernde Mond schaute wie das Auge Gottes ernst in die Schöpfung.

Wir standen lange sprachlos und bebend vor Entzücken. Endlich trat Emilie dicht neben mich, drückte mir feurig die Hand, und mit leuchtendem Auge mich umarmend sagte sie, flüsterte sie: „O, ich liebe dich grenzenlos!" — Zitternd und glühend von einem allmächtigen Gefühle drückte ich sie an mich und weinte, denn sprechen konnte ich nicht.

Seitdem lebten wir beide nur für uns und unsre Liebe. Wir verlebten drei überglückliche Jahre in G.; vielleicht zu glücklich!

Denn die Furcht der Alten vor dem Neide der Götter hat eine tiefe Bedeutung. Wir müssen zuweilen die kürzesten Momente des Glücks mit langen Stunden des Schmerzes und der Sorge bezahlen.

Am Ende des dritten Jahres reiste Emilie zu den Ferien, und daheim starb sie, dieses aufknospende, gesundheitssprudelnde Mädchen. — Das war der zweite, niederschmetternde Schlag des Schicksals gegen mein junges, leicht verletzbares Leben. Dieser Schlag war

um so grausamer, als ich von da ab ganz verlassen und selbst auf die hämischte Weise angefeindet im Stift lebte.

Meine Mitschülerinnen liebten mich nicht, weil ich ihnen zu ernst und zu stolz war. Und meine Lehrerinnen haßten mich fast, weil sie sich von mir durchschaut und zu wenig respektirt glaubten. So wäre mein längerer Aufenthalt in G. wohl zu einer unerträglichen Qual geworden, wenn nicht plötzlich ein neues trauriges Ereigniß meinem Geschick eine andere Wendung gegeben hätte.

Eines Morgens empfing ich einen kurzen, geheimnißvollen Brief von meinem Vater, worinnen er mir ohne Weiteres befahl, von G. augenblicklich Abschied zu nehmen und nach Burgsdorf zu kommen. „Beeile Dich" — schloß mein Vater — „denn die Zeit ist kurz, und unser Leben das kürzeste von allem."

Zwar verließ ich das mir so verhaßte, widerwärtige Stift jauchzenden Herzens; ich warf nach dem engen, trostlosen Käfig mit seiner stickigen Luft, seinem Zwange, seiner Dressur, seiner Augendienerei und Unnatürlichkeit kaum einen Blick des Abschieds zurück; — aber vor mir sah ich ahnungsvoll schon wieder neue Schrecken, neue Martern; denn meines Vaters Brief war so unglückverkündend, wie ein schauerliches Orakel.

„Der gnädige Herr Graf warten mit Sehnsucht" —

sagte mir unser alter Kammerdiener, als ich aus dem Wagen sprang.

Ich stürzte hinauf in meines Vaters Schlafkabinet; denn ich ahnete Alles.

Er lag im Bett, und neben ihm saß ein mir ganz unbekannter Mann, welcher bei meinem Eintreten sich höflich erhob und dann sogleich in ein Nebengemach ging.

Die Spuren des Todes waren deutlich und unerbittlich auf meines Vaters Gesicht zu lesen.

Das Auge lag verschleiert und gläsern tief in seiner Höhlung, die Extremitäten standen scharf und spitz hervor. Die Farbe war gelblich, fahl, und der Schweiß fühlte sich kalt und klebrig an.

Auch an seinem Röcheln hörte man den Todeskampf; und dabei arbeitete die Brust so gewaltig und doch ohnmächtig, daß man mit jedem Augenblick eine Lähmung der Lungen erwarten konnte.

„Marie" — flüsterte er mit nur halbverständlicher Stimme — „Du gehst nach — Tyrol — mit Deinem Oheim — dem Abbé — la Bergne; 's ist ein frommer, weiser Mann. Gehorche ihm, — hüte Dich vor den phantastischen Schwärmereien Deines — Bruders — Rudolph!"

Darauf konnte er nicht weiter sprechen; denn eine furchtbare Unruhe befiel seinen ganzen Leib. Unstät be-

wegte er Arm und Füße — meine Lage war entsetzlich!

Plötzlich schnellte er sich im Bette empor — röchelte noch einmal, und sank leblos danieder. Ich stieß einen schrecklichen Schrei aus; — der Abbé trat wieder ein. Er betrachtete einige Augenblicke den Verschiedenen und sagte dann: „Du hast da einen ehrwürdigen Vater verloren, Marie. Ich werde seinem Befehle gemäß seine Stelle nach Kräften auszufüllen trachten. Aber gehe jetzt und erhole Dich von Deinem Schmerz. Die unbekannte Hand reißt oft Bande entzwei, die uns theuer waren, weil sie uns fester an das große, unzerreißbare Band der ganzen Menschheit knüpfen will. Aus dem Einen ward das endlos Viele. Unsre, der ganzen Menschheit Aufgabe ist, durch die Vielheit, Mannigfaltigkeit wieder zu dem Einen zurückzukehren. Darum muß uns die Gesellschaft höher als die Familie stehen."

Darauf führt' er mich weg von dem Todten und geleitete mich nach meinem Zimmer.

Dort quollen die Thränen aus meinen Augen, flossen, strömten, und bald schwamm ich in einem endlosen Meere des Schmerzes.

Mutter, Freundin und Vater — Alles todt! — Und der Bruder, die einzige Person auf der Welt, die ich noch warm liebte und zu welcher ich ein unbegrenztes

Vertrauen hegte, war mir durch die letzten dunkeln Worte meines sterbenden Vaters verdächtigt und gewissermaßen entfremdet worden. — Einem unbekannten Manne sollte ich in die Fremde folgen, meine Zukunft in seine Hand legen!

Gegen Abend trat der alte Johann bei mir ein und legte schweigend und wehmüthig einen Brief vor mich hin. Dann ging er wieder.

In dem Briefe las ich Folgendes:

„Geliebte Marie!

In dem Augenblicke, wo Dir meine Zeilen zu Gesicht kommen, lebt unser Vater wahrscheinlich nicht mehr.

Er hat mir geschrieben und versichert, daß er sterben werde; aber er hat mir verboten, deßhalb nach Burgsdorf zu kommen!

Er tadelt bitter und unerbittlich streng meine Grundsätze und Bestrebungen (welche sich im Gegensatze zu den seinigen dem rührigen Leben mit all' seiner Fülle und seinem Ringen zuwenden), und behauptet, daß das Glück in Entsagung und die Tugend im Kampf wider uns selber bestehe.

Ich achte seine Worte, weil sie wahr und unverfälscht aus seiner Seele kommen; aber doch

können sie keinen Einfluß auf meine Handlungsweise ausüben.

Deine Zukunft hat er in die Hände eines Mannes gelegt, welcher mir unbekannt ist; jedoch verbürgt er seine Ehre und Bravheit.

Füge Dich also in das Unvermeidliche; aber sollten sich jemals Wetterwolken über Deinem Haupte zusammenziehen, so schreibe augenblicklich

Deinem

Bruder Rudolph."

Es war wohl die schrecklichste Nacht meines Lebens, jene Nacht nach dem Tode meines Vaters. Alles um mich war ungewiß, räthselhaft, zerklüftet, zerspaltet. — Erst als ich vermöge jenes leichten Sinnes, welchen uns die Natur gleichsam als Waffe gegen den Schmerz in die Brust gelegt, die Ueberzeugung gewann, daß Leid' und Freud' gleich sehr begrenzt seien, fand ich wieder einige Ruhe und Fassung.

Am andern Morgen besucht' ich, um meine abgespannten Nerven durch die frische, erquickende Luft zu stärken, unsern Schloßgarten. Ich betrachtete gerade einen verblühten, welkenden Rosenstock, als der Abbé la Vergne zu mir trat.

„Liebst Du die Blumen?“ — fragte er.

„Ich liebe sie sehr“ — gab ich zur Antwort — „aber ein düsterer Wald, ein gigantischer Felsen und ein tosender Bach sprechen lebhafter und erhebender zu meinen Gefühlen.“

„Das Schöne dem Erhabenen hintanstellen“ — versetzt’ er — „zeugt von kräftigem Geist und lebendiger Seele. Doch bedenke“ — fuhr er sich bückend und ein unscheinbares Kraut ausraufend fort — „diese unbedeutende, kleine Pflanze enthält einen Saft, welcher eines der feinsten, bösesten Gifte unschädlich macht. Und so mag selbst das gewöhnlichste Gewächs Kräfte in sich bergen, welche, wenn sie entdeckt und bekannt wären, erstaunliche Resultate herbeiführen würden. O,“ — rief er, und sein schönes, männliches Gesicht von der Morgensonne beleuchtet, gewann einen tiefsinnigen und begeisterten Ausdruck — „o daß der Mensch ein Jahrhundert zu seiner Verfügung hätte und, ohne seine Geisteskräfte auf tausend Erbärmlichkeiten zersplittern zu müssen, ohne von der Noth und der Intrigue des Lebens gequält und gestört zu werden, all’ seine Fähigkeit, sein Denken und Forschen auf einen Gegenstand verwenden dürfte! Wir würden Mächten und Geheimnissen auf die Spur kommen, davon selbst die Kühnsten und Weisesten jetzt noch nicht träumen!“

„Aber“ — wendete ich ein — „dergleichen Wünsche scheinen mir thöricht, weil sie die Grenzlinie des Möglichen übersteigen. Ueberdies führt uns ja jeder Schritt vorwärts zu neuen Entdeckungen und Erfahrungen, welche sowohl die Wissenschaft als das Leben bereichern.“

„Und wer sagt und verbürgt Dir denn,“ — fiel er ein — „daß diese Wünsche thöricht weil unerfüllbar sind? Ist denn der menschliche Organismus also eingerichtet, daß er unmöglich hundert Jahre überdauern kann? Und läßt sich denn keine Gesellschaft denken, welche einem tiefen, unermüdlichen Forscher Eure „Vielseitigkeit der Ausbildung“ bereitwillig erließe?

Und endlich, welches sind denn die wundergroßen Entdeckungen, welche den Gelehrten und den Mann des Lebens auf jedem Schritte bereichern und erquicken? Der Mensch, welcher sich der Wissenschaft gewidmet, schöpfet mit einem kleinen Löffel geduldig aus einem endlosen Oceane. Je länger er schöpfet, desto schärfer wird sein Auge, aber nur, um die Unergründlichkeit seines Meeres besser begreifen zu können, um sich von der Unmöglichkeit, jemals ein abgeschlossenes, befriedigendes Ganze zu erreichen, deutlicher zu überzeugen. Diese Ueberzeugung aber führt oft Schmerzen mit sich, welche gleich gierigen Würmern an den Blättern und Reisern

seines Lebens fressen, den Saft aussaugen, bis am Ende der Stamm vertrocknet und abstirbt."

„Aber das Leben müßte ihn über die Bekümmernisse des wissenschaftlichen Ringens trösten" — bemerkte ich. — „Wer sich vom Leben zurückzieht, der ist einseitig, und wird deßhalb von dem beleidigten Leben mit Recht gezüchtigt."

„Das Leben, liebe Marie" — erwiderte la Bergne — „das Leben verschleiert schauerliche Geheimnisse. Wehe dem, der sie entdeckt, und nicht Kraft und Geist genug besitzt, sie vollständig zu durchdringen! Kannst Du leugnen, daß das Leben jedes Staats, jeder Gesellschaft, ja jeder Familie auf Lüge und Täuschung sich stütze? Denke Dir einen kleinen Familienkreis und nimm an, daß jedes Mitglied, den Geboten Gottes gemäß, stets zu den andern die Wahrheit sagte, seine Gedanken und Gefühle unverhüllt ausspräche. Was würde anders die Folge sein, als Zwietracht, Haß, Trennung und vielleicht gar Verfolgung? — Denn jeder Mensch ist mit Schwächen behaftet, er wird zuweilen ungerecht, handelt oft thöricht. Aber sag' es ihm jedes Mal, wenn Du Schwächen an ihm bemerkst; rüge immer seine Fehler, gieb ihm stets zu erkennen, wenn Du seine kleinen Coquetterien durchschaust: und Du wirst ihn aufs Tiefste verletzen, wirst Dir einen Todfeind aus ihm machen. — Wir

Menschen sind zu wenig gut, als daß wir rückhaltslos ehrlich und wahr gegen einander sein dürften!

Ist denn jene zarte Schonung, welche wir einander angedeihen lassen, etwas Anderes als eine liebevolle oder des bequemen Umgangs wegen erfundene Lüge? Hintergeht denn das Kind seinen Vater nicht, wenn es bei unverdienten, von Leidenschaftlichkeit herrührenden Züchtigungen eine zerknirschte und gehorsame Miene macht?"

Hier ward der Abbé gestört. Man kam, ihn von der Ankunft des Notars zu benachrichtigen. — Ich aber war durch seine Casuistik und Spitzfindigkeit in einen trostlosen, dumpfen Zweifel geworfen worden.

Am dritten Tage nach seinem Tode ward mein Vater in aller Stille beerdigt. Die Angelegenheit wegen seiner Hinterlassenschaft war bereits geordnet durch sein Testament, in welchem er mir zwei Drittel und meinem Bruder den Rest seines Vermögens vermacht hatte.

Darauf reiste ich mit dem Abbé nach Insbruck, seinem Aufenthaltsorte.

Unterwegs war er still und wortkarg, wiewohl von ausgesuchter Höflichkeit und Zuvorkommenheit.

Als ich mir eine Frage wegen seines Berufs und Wirkungskreises erlaubte, nahmen seine Züge einen tiefen Ernst, der an Feierlichkeit grenzte, an. — Doch ich

habe bisher seine Physiognomie noch nicht beschrieben; ich hole es nach.

Der Abbé la Vergne schien ein Fünfziger zu sein. Seine blauen, durchdringenden Augen blitzten voll Kraft, Selbstbewußtsein und Stolz. Die hohe, gewölbte Stirn thronte faltenlos und majestätisch darüber. Die schön gebogene Adlernase gab dem kleinen, gekräuselten Mund eine besondere Anmuth. Die zarten, bleichen Wangen trugen einen feinen Inkarnat; das dünne Silberhaar stand wie eine große Lüge über dem Ganzen.

In gewissen Augenblicken, wo er lebhaft und aufgeregt wurde, war er imponirend, mächtig gleich einem begeisterten Propheten.

„Hast Du wohl je von den Vätern Jesu gehört?" fragte er, als ich nach seinem Wirkungskreis forschte.

„Nicht sonderlich viel" — entgegnete ich kurz — „aber gerade genug, um sie nicht besonders zu lieben."

Hierauf schwieg er eine Weile; dann sagte er:

„Das Gelingen, offenbar eine Gunst des Zufalls, legt so Manchem die Palmenkrone aufs Haupt, welcher, wenn er Unglück gehabt hätte, den Raubvögeln als Beute gedient haben oder im Kerker verfault sein würde.

Als die Jesuiten der stüpiden Welt keine großen Erfolge mehr aufzuweisen vermochten, jagte man sie

überall wie Hunde fort, log ihnen die monstruösesten Schandthaten auf den Hals und verlachte sie.

Und in der That, der Orden hatte unverzeihlich gesündigt, nämlich darin, daß er sich überlebte, die Zeit nicht mehr verstand, die Menschen nicht mehr begriff und die dumme Ueberzeugung hegte, daß die Eulen auch bei Tage herumflattern könnten.

Er hat selbstthätig seinen Verfall herbeigeführt, hat eigenhändig die Holzklötze zu seinem Scheiterhaufen herbeigetragen und ist — verbrannt worden.

Aber aus seiner Asche — doch Du kennst ja die Geschichte des Phönix.

Ich sagte Dir neulich, es sei die Aufgabe des Menschengeschlechtes, die aus der Einheit herausentwickelte Vielheit — nämlich die Menschheit in ihrer Mannichfaltigkeit — wieder zur Einheit zurückzuführen.

Verstandest Du das, Kind? — hast Du begriffen, wie die allmälige Lösung dieser Aufgabe die Staaten, die Kirchengemeinden, die Vereine und Gesellschaften nach und nach herbeigeführt? Siehst Du ein, wie Alles zum Ganzen und Einen strebt, und warum der Engherzige, welcher sein Licht unter den Scheffel stellt, am Ende verkommt, warum der pedantische Stubenhocker zur verachteten Mumie zusammenschrumpft? Erkennst Du, daß die Freiheit und das Glück des Einzelnen ohne die

Freiheit und das Glück der Gesellschaft ein Hirngespinnst sei?

Wenn nun der moderne Jesuit, jener verjüngte Phönix, die Aufgabe der Menschheit begriffe und darnach handelte, würde er nicht durch die Zeit, in deren Sinn und Geist er arbeitete, groß und mächtig werden? Wenn er, der einst im Solde der Despotie stand und Hand in Hand mit ihr ging, jetzt, da sich die Despotie überlebt, dem großen Ganzen, der Völkerentwickelung seine Kräfte widmete, würden ihn nicht die Völker auf ihren Schultern mit sich fortbewegen? — Freilich tragen noch Viele den Thyrsus, ohne von dem Gotte inspirirt zu sein. Aber fort rollet das ewige Rad, zermalmend, was sich hindernd auf seine Bahn gelegt!"

Dieser Mensch war unerschöpflich an neuen Gesichtspunkten. Und dabei trug er seine Ideenentwickelungen und Schilderungen mit einer Klarheit, einer Wärme und Lebendigkeit vor, daß sie mich bald erhoben, bald aufs Tiefste erschütterten.

Wir kamen nach Wien, besuchten die Oper, das Schauspiel und nahmen in Augenschein, was von Kunstschätzen und Merkwürdigkeiten dort zu finden ist. Ueberall war sein Urtheil neu und geistreich, seine Kritik scharf und schneidend bis aufs Lebendige.

In einer Gemäldesammlung sagte er unter Anderm,

einen Blick auf die im Saale Anwesenden, Beschauenden werfend: „Betrachte Dir doch all diese Gesichter, und sage mir dann, ob wohl ein einziges darunter ist, welches mehr als Neugierde und Schaulust ausdrückte, welches von einem Strahl des Verständnisses und Genusses beleuchtet wäre, welches eine Beziehung zu irgend einem der Gemälde enthielte.

Alle diese Leute treten ohne die geringste Andacht hier ein, durchwandeln gleichgültig und fremd in wenig Minuten oder Viertelstunden viele große Säle, bleiben lobpreisend und mit zur Schau gestellter Bewunderung vor einigen Werken stehn, welche man ihnen als klassisch bezeichnet hat, merken sich die Namen Caracci, Correggio, Raphael ꝛc. und dann gehen sie wieder heim. Ist später einmal von Kunstwerken die Rede, dann kramen sie ihre angelernten Redensarten aus, sprechen von dem „verklärten Ausdruck“ einer Madonna von Raphael, oder von Correggio's wundervollem „Colorit“ ꝛc. Und so bedient man sich der Kunst als Aushängeschild eines geschulten Geschmacks und moderner Bildung. So saugt man aus den Brüsten der Kunst hohle Phrasen und vage Sentenzen, anstatt Wärme und Leben und Lust und Wonne daraus zu trinken.“

Der Abbé sprach noch viel über diesen Gegenstand, aber ich hörte nicht mehr auf ihn.

In einem der anstoßenden Säle bemerkte ich vor der Leda des Leonardo da Vinci einen jungen Mann, dessen Gesichtsausdruck la Vergne's eben geäußerten Behauptungen vollständig widersprach. Da war keine Gleichgültigkeit, keine bloße Neugierde noch Schaulust sichtbar; da sprachen sich im Gegentheil eine tiefe Andacht und ein Schauer des Entzückens aufs Lebendigste aus. — Der junge Mann stand lange mit über der Brust gekreuzten Armen vor dem Bilde. Dann stieß er einen leisen aber tiefen Seufzer aus, trat an ein Fenster, und sich leicht anlehnend starrte er lächelnd vor sich nieder.

Er war allein in dem Saale und glaubte sich unbeobachtet. Vermuthlich reproducirte er in seinem Geiste die Schöpfung des Leonardo; — oder producirte er gar? — oder träumte er vielleicht ehrgeizige, ruhmsüchtige Träume?

Als Max Günther diese letzten Zeilen durchlesen, lehnte er sich in seinem Stuhle zurück, seufzte leise, aber tief, und dann lächelte er, gerade wie jener Fremdling im Bildersaal. Darauf aber las er in den vor ihm liegenden Papieren weiter: „La Vergne ließ mir keine Zeit zu längerer Beobachtung. Er führte mich weiter und nach einer Stunde ungefähr kehrten wir in unser Hôtel zurück.

Der Abbé hatte Eile. Schon am nächsten Morgen reisten wir mit der Post von Wien ab.

Im Postwagen erfuhr ich eine angenehme Ueberraschung. Jener interessante Bewunderer Leonard's aus der Gemäldegallerie saß mir gegenüber. — Eine Bekanntschaft war bald gemacht, und eine lebhafte Unterhaltung bald angeknüpft. Unser Reisegefährte hieß Günther, war Maler und befand sich auf einer Gebirgsreise nach den Alpen.

Wir sprachen über tausenderlei, bald scherzhaft moquant, bald ernsthaft aufrichtig. Geschichte, Literatur, Anekdoten, Salonleben, Alles wurde berührt und behandelt. Zuletzt brachte der Abbé das Gespräch auf die Liebe.

„Liebe" — bemerkte der Maler mit einer Trockenheit, welche mich ärgerte — „Liebe ist offenbar ein Moment der Selbstsucht. Der Mensch ist zunächst animalisches Wesen. Er sucht sich; denn er hat Begierden und Triebe. Er findet sich; denn er befriedigt dieselben. Er sucht sich oder besser seine Ergänzung in einem Andern; und das ist Selbstsucht im eigentlichsten Sinne. — Hat er sich in dem Andern gefunden, so liebt er dann sich in eben diesem Andern. Ueberhaupt gelangt der Mensch erst durch ein Anderes außer sich zu sich selber."

„O, über diese Ideologen und Rationalisten!“ — rief ich mit mehr Bitterkeit, als ich zeigen wollte. „Da werden die Begriffe haarscharf abgezirkelt und selbst die Gefühle als abstrakte Vogelscheuchen an Pranger gestellt. — Nennen Sie's, wie Sie wollen, Liebe, Selbstsucht oder meinetwegen Narrheit; Gefühl ist Alles, Worte leerer Schall.“

Günther lachte und zeigte dabei sein bleiches, kluges Gesicht und seine Zähne von Elfenbein im vortheilhaftesten Lichte. — Der Abbé lächelte auch, aber sehr eigenthümlich, fast maliciös.

Leider trennte sich der Maler sehr bald wieder von uns; sonst hatt' ich mir vorgenommen, ihn für sein kalt spekulatives Geschwätz noch zu züchtigen.

Seit der Maler uns verlassen, schien la Vergne ziemlich verstimmt; und so wäre unsere Reise unerträglich langweilig geworden, wenn nicht die Gegenden, welche wir durchfuhren, eine angenehme Unterhaltung durch stete Abwechselung und malerische Fernsichten gewährt hätten.

Endlich gelangten wir nach dem Ziele unsrer Fahrt, nämlich nach Innsbruck.

Die Wohnung des Abbé war durchaus elegant eingerichtet. Die beiden Gemächer aber, welche er mir zur Verfügung stellte, vereinten den besten Geschmack mit der raffinirtesten Bequemlichkeit und einem

blendenden Glanze. Ganz so hatt' ich mir ehedem in Stunden stiller Träumereien mein zukünftiges Asyl ausgemalt.

Daß la Bergne dem Orden Jesu angehörte und daß er den vermessenen Entschluß gefaßt, eine Reform dieses Ordens zu begründen, hatt' er mich unterwegs ziemlich deutlich durchblicken lassen. In Innsbruck wurde ich bald gewahr, daß er eine bedeutende Stellung, einen hohen Grad besaß; denn er empfing unzähliche Besuche, und selbst Männer aus den höchsten Ständen verkehrten mit ihm und bezeugten ihm stets eine Hochachtung, eine Ergebenheit und Ehrerbietung, welche ans Wunderbare grenzten.

Bald nach unsrer Ankunft führt' er mich in eine Familie ein, an welche ihn mehr als ein Band zu knüpfen schien. — Der östreichische Baron von Hutter, ein Mann von sehr wenig gesellschaftlichem Takte und sehr ernstem, verschlossenem Charakter und fast abstoßendem Aeußern war jedenfalls durch Ordensangelegenheiten an den Abbé attachirt. Seine Frau, eine noch ziemlich junge, heitere, geistreiche Dame mit einem Gesicht, welche Alles ausdrückte, was sie auszudrücken wünschte, schien durch andre, das Herz betreffende Beziehungen an ihn gefesselt zu sein. Jedenfalls bezeugte sie ihm stets eine Zuneigung und warme

Freundschaft, welche mit dem ehrwürdigen Silberhaar des Abbé keinen Zusammenhang hatten.

Diese junge Frau war übrigens mein einziger weiblicher Umgang; daher kam es, daß ich trotz mancher Antipathien fast täglich mit ihr zusammentraf und sogar einen Genuß in diesem Zusammentreffen fand.

Ich glaube, ein junges Mädchen kann eher eine Abgeschlossenheit von männlichem, als von weiblichem Verkehre aushalten. Wir tragen Saiten in uns, deren Töne nur für ein weibliches Ohr hörbar sind; und diese Saiten müssen hin und wieder angeschlagen werden, wofern sie nicht verstimmt werden und endlich zerreißen sollen.

Der Winter von 1848 war schon weit vorgeschritten. Der Baron v. Hutter gab noch einen Ball, einen glänzenden und sehr feierlichen Ball.

Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich an einer derartigen Festlichkeit Theil nahm. Gleichwohl trat ich weder mit jener Ungebundenheit der Hoffnungen, noch mit jener schüchternen Befangenheit und Angst in den Salon, welche sonst junge Mädchen auf ihre ersten Bälle mitzubringen pflegen. — Meine Lage war eine durchaus exceptionelle, wie meine ganze Jugendzeit gewesen war. Jene ersten Blüthen jugendlichen Scherzes und kindlich froher Gedanken hatte mir der kalte erstar-

rende Wind des Mißgeschickes abgestreift. Die Erinnerungen an Mutter und Vater schreckten mich unerbittlich aus meinen Zukunftsträumen auf, und hielten mich stets in einer ernsten, besonnenen Ruhe.

Außerdem ertappt' ich zum ersten Male mein Herz auf einem geheimen Wunsche, auf dem Wunsche, wenn doch jener philosophische Maler bei dem Feste zugegen wäre!

Das war ein thörichter weil unerfüllbarer Wunsch; und darüber ärgerte und betrübte ich mich, und so ging ich in festlichem Kleide, aber sehr unfeierlicher Stimmung zu dem Balle.

Der Saal war gedrängt voll, gefüllt mit Menschen, wie sie auf allen Bällen zu finden sind, mit Menschen in Ballkleidern und Ballgesichtern und Ballbewegungen.

Ein einziger Mensch war im Saale, welcher hiervon eine Ausnahme machte, ein Mann, dessen Alter ich auf dreißig Jahre schätzte, mit einem marmorweißen Todtengesichte, aus welchem zwei schwarze, glühende, rollende Augen grell contrastirend hervorblitzten.

Er stand unbeweglich an eine Säule gelehnt, schaute gleichgültig im Saale herum, und nur einige Mal, wenn sein Blick auf den Abbé fiel, bewegten sich die Muskeln seines Gesichts, und ein finstrer, drohender Haß verdrängte die Gleichgültigkeit.

Dieser Mann ward mir beim ersten Walzer als der Chevalier d'Aubert vorgestellt; darauf engagirte er mich.

Er tanzte nicht sonderlich, wie überhaupt die Franzosen unsern Walzer nicht zu tanzen verstehn. Dazu sind sie zu zierlich, ihre Bewegungen zu berechnet, der Walzer verlangt ein Sichgehenlassen und eine gewisse wilde Kühnheit, welche sich mit der feinen Grazie des Franzosen nicht gut vertragen.

Nach Beendigung unsrer ersten Tour setzt' er sich schweigend neben mich, und sein Gesicht nahm jene fürchterliche Gleichgültigkeit wieder an.

„Sie haben eine sehr melancholische Miene zu diesem Fest mitgebracht" — konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu bemerken.

„Melancholie, gnädiges Fräulein" — erwiderte er — „ist eine Eigenschaft einer weichen, empfindsamen und gutmüthigen Seele. Die meine dagegen ist aus einem sehr harten Thone gebildet."

„Dann sind es jedenfalls hochtragische Gedanken, welche in diesem Augenblick Ihren Geist beschäftigen?" sagte ich lächelnd.

„An keinem Orte, selbst nicht in einem Ballsalon, fehlt es an Stoff zu Tragödien" — antwortete er lakonisch.

Dieser Franzose besitzt die Tugend seiner Lands-

leute, Galanterie, eben nicht in hohem Grade, dachte ich mir.

„Schreiben Sie vielleicht hin und wieder Trauerspiele?“ — fragt' ich ein wenig boshaft.

Er blickte mich an, fest und lange; darauf versetzt' er mit traurigem Lächeln: „Verzeihn Sie, Fräulein, daß ich Ihnen sehr langweilig geworden. Sie haben Recht, Menschen wie ich sollten in eine Dachkammer flüchten und Trauerspiele schreiben.“

Der Ton, in welchem er dieses sagte, und der Blick, mit welchem er es begleitete, erschütterten mich fast. Und ich war eben im Begriff, ihn meiner Theilnahme zu versichern, als die Reihe zu tanzen wieder an uns kam.

Nach Beendigung der zweiten Tour, als wir kaum unsre Plätze eingenommen, näherte sich la Vergne dem Chevalier und flüsterte, aber so laut, daß es für meine Ohren mit berechnet schien: „Tanzen Sie nicht zu wild, und sprechen Sie auch nicht zu viel; denn der Arzt zuckt gar bedenklich die Achseln, wenn man ihn über Ihre Brustkrankheit befragt.“

d'Aubert machte eine sehr achtungsvolle Verbeugung und schaute dem wegschreitenden Abbé mit einem Blicke voll unbeschreiblichen Unwillens und grollenden Zornes nach. Darauf lehnt' er sich auf dem Stuhle zurück

und versank wieder in sein unhöfliches, hartnäckiges Schweigen.

„Dieser gute Oheim, der Abbé, findet doch überall, wo er sich zeigt, den unbegrenztesten Gehorsam" — begann ich aufs Neue. — „Er räth Ihnen, nicht zu Viel zu sprechen; und Sie beeilen sich, mäuschenstill zu werden."

Als hätte ihn eine Natter gestochen, zuckte der Chevalier bei diesen Worten zusammen. Das Blut stieg ihm ins Gesicht, seine ganze Gestalt bebte, und er antwortete: „Um zu herrschen, muß man vorerst gehorchen lernen! — Da haben Sie die Tragödie, welche meinen Geist so tief und unaufhörlich beschäftigt, daß ich darüber die Eigenschaften eines Menschen von Takt und Bildung verloren!"

„Sie sind also sehr ehrgeizig, Herr Chevalier?" — fragte ich.

Er fuhr mit seiner weißen, ungemein zarten Hand über die breite, gefurchte Stirn, strich einige Mal sein schwarzes, dichtes Haar nach hinten, und versetzte darauf: „Ehedem hatte ich einen Lehrer, einen Greis nahe an den Achtzigen, welcher sich bei seiner Umgebung den Ruf erworben, daß er jedem Menschen in seine innerste Seele schaue, daß er in die feinsten und verborgensten Falten des Herzens mit einer Schärfe und Klarheit

blicke, welche ans Zauberhafte grenzten. Weil er nun die Menschen durchschaute, so konnte er ihnen hin und wieder Aufschlüsse über ihre Zukunft geben, Aufschlüsse, welche sich in der Regel aufs Genauste bewahrheiteten. — Als ich ein Alter von achtzehn Jahren erreicht, erkrankte mein alter Lehrer plötzlich. Er fühlte den herannahenden Tod und ließ mich rufen, um Abschied von mir zu nehmen. „Albert" — sagte er, während ich traurig vor seinem Lager stand — „in jedem Menschen liegt die Andeutung dessen, wozu er vermöge Talent und Charakter bestimmt ist. Folgt er dieser Andeutung, so bringt er's weit und zeichnet sich aus. — Du besitzest ein unermeßliches Vermögen, Albert. Aber Gold wird Dich nicht zu dem machen, was Du werden sollst. Du mußt der Sturm sein, welcher die Welle peitscht und gen Himmel schleudert, der Blitz, welcher über die Erde zuckt und flammt und zündet! Folge also Deiner Bestimmung, mein Sohn, sie ist eine schöne, eine große!

Mich ruft der Tod ab; darum kann ich Dich nicht länger leiten. Aber hier in Paris lebt ein Mann, mein einziger, würdiger Freund, der Abbé la Vergne. Er wird Dich weiter führen und zum Ziele bringen. Wende Dich an ihn; um meinetwillen wird er Dein Freund werden."

Bis dahin hatt' ich in einem Traume gelebt; in meinem Geiste hatten sich tausend verworrene, düstere Bilder gekreuzt. Jetzt ward ich mir klar; ein festes, herrliches Ziel bildete sich vor den Augen meiner Seele. Mein sterbender alter Freund Staroche hatte mir die lastende, verfinsternde Binde von den Augen genommen. Ich eilte in die Arme la Vergne's!

Aber ermüd' ich Sie nicht durch meine Knabengeschichte?" — fragte er, mein Gesicht betrachtend und nach Theilnahme darin forschend.

„Ihre Erzählung hat im Gegentheil mein lebhaftestes Interesse erregt. Fahren Sie fort!" — bat ich.

„La Vergne" — erzählte er weiter — „nahm sich meiner an und arbeitete wie Staroche selber an meiner Erziehung und Entwickelung. Aber während das Motiv zur Theilnahme des Letzteren die Liebe zu mir und zur Menschheit gewesen war, handelte der Abbé aus Berechnung und Selbstsucht, betrachtete mich als Werkzeug, das man in die Hand nimmt, sobald man es braucht, und wegwirft, sobald man's nicht nöthig hat.

Ich kenne die Entwürfe, die Plane, die Bestrebungen la Vergne's. Sie sind auch die meinigen. Aber während sein Geist sich ruhig, beobachtend und blos unterminirend verhält, trachtet der meinige beständig nach Sturm, nach Kampf. Dieser Unterschied (und der

des Alters) hat mich ihm untergeordnet, untergeordnet und verdammt zu schändender Sklaverei. Als ein Kind steh' ich vor seinem Auge, auf der Stirn ein Brandmal, nämlich das Wort „Gehorsam" tragend! — Und la Vergne betrachtet sich lächelnd dies Brandmal, und lächelnd wird er sich bewußt, daß er's nicht auch trägt! — Hat mein sterbender, väterlicher Freund denn gefaselt, als er von meiner Zukunft sprach? Oder war ich von Sinnen, als ich seine letzten Worte mir anhörte? — Ein Monarch kann nur in gewisser Beziehung und unter gewissen Verhältnissen zu seinen Unterthanen sagen: „Thuet dies und unterlasset Jenes!" — und ich bin dazu verurtheilt, den Befehlen eines Mannes blind zu gehorchen, dessen geistiges Uebergewicht ich in Frage stelle, und welcher doch keine Krone trägt, nicht einmal ein Wappen führt?! eines Mannes, der sich darin gefällt, mich zu demüthigen und zu verletzen, mich, der ich mit der Vollgewalt meiner ganzen Existenz nach demselben Ziele strebe, welchem er zusteuert!"

Der Chevalier hatte die letzten Worte mit einer Lebhaftigkeit und Heftigkeit ausgesprochen, welche Aufsehen im Saale machten. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, sein Auge sprühte Feuer, seine Wangen waren kreideweiß.

„Man beobachtet Sie" — flüsterte ich ihm zu.

„Sie sehn also" — erwiderte er sogleich und mit einem gezwungenen Lächeln — „daß ich in Allem ein Knabe bleibe, und daß man Recht hat, mir nach Befinden Ermahnungen oder die Ruthe angedeihn zu lassen. Der gute Staroche muß im Ganzen doch nur ein Schwätzer gewesen sein — oder" — —

Er hielt inne. — „Oder?" — fragte ich.

„Oder es müßte noch zu rechter Zeit ein Todesfall eintreten" — erwiderte er mit einer Hast und einem Mienenspiel, welche mich beben machten.

Die dritte Tour begann; und nach Beendigung derselben führte er mich nach meinem früheren Platze, indem er sich mit den Worten verabschiedete:

„Sollte Sie irgend Jemand über mich befragen, mein Fräulein, so haben Sie wohl die Güte, ihm zu versichern, daß ich ein completer Narr sei!"

Es ist mir unmöglich, den Eindruck zu schildern, welchen die Unterhaltung mit dem Chevalier auf mich gemacht. Auf einem Balle erwartet ein Mädchen ein oder zwei gute, tüchtige Tänzer und, wenn sie anspruchsvoller ist, jene süßen zeitvertreibenden Plaudereien, welche mit einigen Quentchen sogenannten Geistes gewürzt sind und einer Kraftbrühe gleichen, darauf viele große, glänzende Augen schwimmen. Man sieht diese vielversprechenden Augen und schlürft das Gebräu mit Wohlbeha=

gen hinunter, ohne sich darum zu bekümmern, ob auch wirklich einige Kraft in der Suppe vorhanden.

Ein Mädchen kann auch schöne Männergesichter auf dem Balle suchen, sie kann sich produciren wollen, sie kann hoffen, im Glanze und Geräusch des Salons zarte Beziehungen anzuknüpfen. Aber sie wird niemals darauf vorbereitet sein, von einem Fremden, Unbekannten ein Bekenntniß zu vernehmen, wie ich es soeben vernommen. In diesem Bekenntnisse war das Komische so sonderbar mit dem Düsteren gepaart, das naive, zutrauliche Sich-gehenlassen eines Kindes verschmolz sich so merkwürdig mit dem finstern, brütenden, zurückhaltenden Ernste eines Mannes, daß ich nicht wußte, ob ich den Chevalier als einen Sonderling verspotten, oder als geschickten Schauspieler beklatschen, oder als tragischen Charakter bewundern sollte.

Und warum hatte er gerade mir dies Alles erzählt, mir, die er jedenfalls als Verwandte und als Mündel des Abbé's kannte?

Offenbar war auch er Jesuit und zwar einer von la Vergne's Schlage. — Offenbar war er Untergebner des Abbé, und Einer, welcher nicht alle Gelübde abgelegt. — Was hatte er mit seinem Vermögen angefangen?

All' diese Gedanken kreuzten sich mir in dem fast

wirren Kopfe, als die Baronin Hutter sich neben mich setzte und mit dem unbefangensten Lächeln fragte: „Nun, was sagen Sie zu diesem Exemplare eines französischen Quäkers?

„Meinen Sie den Chevalier d'Aubert?"

„Wen anders, liebes Kind?" fuhr die Baronin mit einem neugierigen Seitenblicke fort — „mir scheint, Sie haben bisher nur mit ihm gesprochen."

„O, wenn Sie den meinen, den finde ich höchst unterhaltend!" versetzt' ich ohne Zögern. — „Nur muß ich gestehen, daß er schöner spricht als tanzt. — Aber wie kommen Sie dazu, den Chevalier als französischen Quäker zu bezeichnen?"

Die Baronin vergrub ihre blitzenden Augen in die meinigen und antwortete dann: „Sie sind eine charmante Intrigantin, liebe Marie. Sie behaupten, d'Aubert sei höchst unterhaltend, und haben ihn doch erst nach unerhörter Anstrengung zum Sprechen gebracht; und selbst dann hat er Ihnen Dinge aufgetischt, welche wahrhaftig nicht geeignet waren, auf ergötzliche Weise die Tanzpausen auszufüllen."

„Sie haben also gehorcht?"

„Wenn eine Mumie spräche, dann würde Jeder horchen, der sie sprechen sähe."

„Und trotz Ihres Horchens stimmen Sie dem nicht

bei, daß der Chevalier witzig, geistreich, moquant, kurz entzückend sei?" fragte ich mit größter Einfachheit und Ruhe.

Die Baronin biß sich auf die Lippen; dann lächelte sie und sagte: „Fragen Sie doch la Vergne, ob er Ihre Unterhaltung mit d'Aubert auch entzückend gefunden!"

„O, mein Gott!" — rief ich mit Offenheit — „dieser Chevalier ist also ein Wunder, ein Löwe, ein großer Mensch, da man seine Worte mit tausend Ohren belauscht!"

Dann mit den Augen den Abbé im Saale aufsuchend fragte ich: „Wo haben Sie denn Ihren neugierigen Abbé, Frau Baronin?"

„Ganz nahe bei Dir, kleine, lose Zunge" — antwortete la Vergne, hinter dem Stuhle vortretend.

„O, Sie böser, hinterlistiger Oheim!" — rief ich, frei und lustig zu ihm aufblickend — „Sie sind mit dem Chevalier bekannt; denn Sie haben ihn vorhin angeredet und darauf mit Aug' und Ohr hartnäckig verfolgt — und Sie haben seiner noch niemals mit einer Silbe erwähnt, während er fast mit schwärmerischer Begeisterung von Ihnen spricht."

La Vergne machte eine eigenthümliche Bewegung mit den Lippen, was er immer that, wenn er böse wurde. „Morgen werde ich Dir ihn vorstellen, eigen-

sinniges Kind. Morgen wird er bei uns zu Mittag speisen" — sagte er, während er seine stechenden Augen bis in mein Innerstes zu bohren versuchte.

„Dank, tausend Dank, bester der Vormünder" — versetzt' ich freudestrahlend. — „Aber treiben Sie Ihre Güte für mich bis zum Aeußersten und laden Sie auch die Baronin ein, damit sie, die Ungläubige, sich von der Liebenswürdigkeit des „französischen Quäkers" überzeuge".

„Frau Baronin, Sie hören" — sagte der Abbé.

„Und nehme Ihre Einladung an mit der Aussicht, einer der merkwürdigsten und interessantesten Metamorphosen beizuwohnen". — Nach diesen Worten erhob sich die Dame des Hauses, um auch den andern Gästen einen Tribut Ihrer Artigkeit zu zollen. — Ich aber ward aufs Neue in den Taumel des Tanzes gezogen.

Für junge Mädchen, besonders wenn sie gut tanzen und nicht geradezu häßlich sind, ist der Morgen nach einem Balle in der Regel genußreicher und amüsanter, als der Ball selber. Jene wollüstige Mattigkeit, jene deliciöse Abspannung vereinigen sich mit einem Meere von Erinnerungen, von herrlichen, bunten Erinnerungen, und bringen eine unendlich liebliche, umnebelnde Schwermuth hervor.

Und dennoch war dies bei mir so gar nicht der Fall. — Weßhalb nicht?

Offen gestanden, der rücksichtslose Maler hatte mir die Ballfreuden verkümmert; nachträglich verdarb er mir noch den Nachgeschmack. — Warum war er nicht dabei gewesen? — Er hätte doch mit d'Aubert Bekanntschaft machen und dieser stürmischen, rebellischen Natur vielleicht einigen Frieden, einige Ruhe einphilosophiren können! — Er hätte mir vielleicht beigestanden gegen die Intriguen und Fallen der schalkhaften Baronin und gegen die stechenden Augen des furchtbaren Abbé. — Und wo war er denn eigentlich? Und was that er denn? — Wenn man die Alpen bereiste, so konnte man wohl auch Innsbruck besuchen!"

Bis hierher hatte Max Günther in den Papieren gelesen, als Kurt im Paroxismus des Fiebers aus dem Bette sprang und wüthend im Zimmer herumtobte.

Es bedurfte aller Kraft Maxens, um den Unbändigen zu überwältigen und wieder ins Bett zu bringen. Und selbst dann konnte er ans Lesen nicht mehr denken, da der unruhige Kranke all' seine Aufmerksamkeit unausgesetzt in Anspruch nahm.

Viertes Kapitel.

Der Gutsbesitzer von Staufen saß in einem Zimmer des Gasthofes zur Stadt London in Berlin und studirte die Zeitung des Tages. Er las mit jenem souveränen, platten, gleichgültig flüchtigen Blicke, welcher das Bewußtsein ausdrückt, in einem stark befestigten Bauwerke zu leben, welches erst jüngst wieder mit Blitzableitern gegen quere Zustände, Krakele und Volksungezogenheiten so recht auf die Dauer ausgestattet worden.

v. Staufen war immerhin ein stattlicher, sehr vornehmer Mann; und wenn gerade seine etwas mandelartig geschnittenen Augen nicht allzu stechend waren und nicht so recht unbarmherzig hochmüthig flammten, konnte man sein Gesicht wohl anziehend nennen.

Als er während des Lesens just auf einen Artikel gestoßen, welcher die Wahl E. Sue's zum Volksvertreter ankündigte, warf er das Blatt mitleidig bei Seite, und über seine feinen, dünnen Lippen glitt das Wört-

chen: „Hm!“ — Hierbei machte der Mann ungefähr dieselbe Miene, wie sie ein Engländer macht, wenn er Rostbeef bestellt hat, und man ihm Rindsbraten auftischt.

Hierauf strich sich von Staufen eine Weile sehr bedenklich den Schnurrbart, schlürfte hin und wieder langsam und fast wie mit Andacht aus dem Weinglase, das neben ihm stand, und mitunter trat er wohl auch an das geöffnete Fenster und schaute gleichgültig eine Minute hinunter nach dem Menschengewühl auf der Straße.

Wer hätte wohl diesem so ruhigen, würdigen Manne ansehn mögen, daß er am Tage vorher einen Sohn, sein einziges Kind, unerbittlich und ungerührt von sich gestoßen hatte, und daß er außerdem gerade in diesem Augenblicke darüber nachdachte, wie so ganz hoffnungslos und völlig zerrüttet seine Vermögensverhältnisse wären und daß er ohne Rettung einem sichern Elende entgegen ginge?

Und so verbrachte der Edelmann, abwechselnd aus dem Glase nippend, durch das Fenster schauend und sich den Bart streichelnd, eine gute Stunde.

Da wurde an seine Thür geklopft, und auf dieses trat ein kleiner Mann ins Zimmer mit grünlich grauen, hinter buschigen Wimpern und Brauen recht eigentlich vergrabenen Augen. Das Haar dieses Gastes war roth

und struppig, borstenartig, seine Haut safrangelb und wie Pergament.

Der Mann aber machte eine recht anständige, ziemlich leichte Verbeugung, nahm den Sitz, welchen v. Staufen ihm anbot, ohne Zögern in Beschlag und sagte: „Ich habe die nöthigen Erkundigungen eingezogen, mein Herr; dieselben lauten aber keineswegs so günstig, oder, richtiger ausgedrückt, so wenig ungünstig, als Sie mir in Aussicht gestellt hatten."

Die Stirn des Gutsbesitzers röthete sich, und die Adern darauf schwollen an. Er spielte mechanisch mit seiner Uhrkette und, nach seinem Gesichtsausdrucke zu urtheilen, mochte er überlegen, ob er dieses unverschämte Wesen da vor ihm auf dem Stuhle zerreißen oder zerreiben müsse. — Bei alledem aber schwieg er.

„Ich kann mir denken" — fuhr der Andre fort und warf hierbei einen recht unausstehlich freundlichen Blick auf den Gutsbesitzer — „ich kann mir denken, daß die Berührung dieser höchst zarten Angelegenheiten für Sie nicht eben erbaulich sei, mein Herr; wollen Sie daher glauben, mein Herr, daß nicht etwa rücksichtslose Unhöflichkeit, sondern lediglich die Wichtigkeit unsers Geschäftes mich zu dieser Berührung veranlaßt." — Und nach diesen süßen Worten betrachtete der kleine Geschäftsmann mit unverkennbarer Genugthuung, wie des

Edelmanns Stirn sich mehr und mehr röthete, wie sein Mund sich enger und enger zusammenzog, und seine Adern dunkler und dicker anschwollen.

„Es ist sehr fatal," — begann der Plagegeist dann aufs Neue — „daß Ihre Gläubiger, mein Herr, so gar ängstlich und ich möchte hinzufügen, in so beleidigender Weise mißtrauisch geworden sind. Ohne diesen recht sehr häkligen Umstand würden Sie möglicher Weise noch im Stande sein, irgend einen, wenn auch vielleicht ein wenig unbequemen, Ausweg aus dem Labyrinthe Ihrer Verlegenheiten zu entdecken."

Hier konnte v. Staufen nicht länger an sich halten. „Eine einfache Frage, mein Herr!" — rief er in fast drohendem Tone — „Sind Sie mit dem Entschlusse, mir die verlangte Summe zu gewähren, hierher gekommen?"

„Ich würde" — versetzte der Geldmann ganz liebenswürdig lächelnd — „ich würde auch ohne diese directe Frage sehr bald auf den fraglichen Punkt gekommen sein, Herr v. Staufen. Ich mußte aber vorerst Ihrer in der That ganz überaus peinlichen und beklagenswerthen Lage darum erwähnen, weil ich Ihnen anschaulich zu machen wünschte, daß, wenn ich Ihnen das in Rede stehende Kapital gewähre, mich durchaus nicht pecuniäre Rücksichten oder Vortheile — wie Sie ohne Zweifel einge-

stehen werden — dazu bestimmen können. Nach diesen Vorbemerkungen werden Sie sicherlich darauf vorbereitet sein, betreffs unsers Geschäftes eine durchaus andre Bedingung zu vernehmen, als hohe Procente oder dergleichen."

Der Geschäftsmann wartete eine Weile; da aber der Andre kein Wort entgegnete, fuhr er, scheinbar über seinen Redefluß erfreut, ganz behaglich fort: „Es ist eine recht sehr delikate und kitzliche Sache, diese meine Bedingung. Ich weiß das wohl. Indeß habe ich andrerseits die Ueberzeugung, daß dieselbe, nämlich die Bedingung, einem Ihrer innigsten Wünsche entspricht, und daß Sie, so überraschend dieselbe Anfangs für Sie sein mag, unbedenklich darauf eingehn werden."

„Aber so nennen Sie doch Ihre Bedingung, Herr Hain" — rief der Gutsbesitzer mit Ungeduld und einer Art von Beklemmung.

Moritz Hain zögerte ein wenig, gleichsam als kostete es ihm eine unerhörte Anstrengung, seine Bedingung zu erkennen zu geben. Darnach zog er lächelnd, o wie prächtig lächelnd, ein Stück Papier aus der Tasche und dasselbe dem Edelmann überreichend, sagte er: „Wofern Sie, mein Herr, diesen Schein unterzeichnen und mir wieder zuhändigen, verpflichte ich mich, Ihnen die geforderte Summe auf Ihre Güter zu leihen."

v. Staufen durchlas die wenigen Zeilen, welche auf dem Papiere standen, hastig, die Buchstaben gleichsam mit den Augen verschlingend. Darnach wandte er langsam seinen Blick nach dem kleinen garstigen Manne da vor ihm auf dem Stuhle, und betrachtete ihn wohl eine Minute, wie man etwa einen Schwarzkünstler betrachtet, welcher vor unsern Augen Wasser in Rheinwein umgewandelt hat.

Und in der That, es lag etwas Koboldartiges, Unheimliches in dem Wesen des kleinen Mannes, in seinem sardonischen Lächeln, seiner Sicherheit und doch wieder Anspruchslosigkeit. Während ihn noch der Edelmann anstarrte, zog er gleichmüthig seine Uhr aus der Tasche, warf einen Blick darauf, und dann betrachtete er das Gesicht des Gutsbesitzers.

„Weisen Sie meine Bedingung zurück, Herr von Staufen?“ — fragte er nach einigen Minuten, da sich der Edelmann immer noch zu keiner Antwort entschließen, man könnte sagen, ermuthigen wollte.

v. Staufen hielt das wunderliche Papier noch einmal vor die Augen und las mit halblauter Stimme, wie folgt:

„Ich verpflichte mich mit meinem Ehrenworte, an den Inhaber dieses die Summe von 10,000 Thalern zu zahlen, wofern ich jemals zu der ehelichen Ver-

bindung meines Sohnes Kurt von Staufen mit der Tochter des Banquier G. Goldschmidt zu Berlin meine Beistimmung geben sollte."

„Herr Moritz Hain," — sagte er dann, sich hastig erhebend, eine Feder ergreifend uud den sonderbaren Pakt mit seinem Namen und Siegel bestätigend — „von alledem begreife ich Nichts. Gleichwohl habe ich den Contract unterzeichnet. Ich kann ihn aber nur dann in Ihre Hände zurückgeben, wofern Sie mir den Zusammenhang dieser geheimnißvollen Sache ein wenig deutlich machen. Weisen Sie nun Ihrerseits diese meine Bedingung zurück?"

„Mein Herr," versetzte der Geschäftsmann, während er mit großer Zierlichkeit aus seiner mit Brillanten besetzten Dose eine Prise nahm — „zweifelsohne ist der Jude Schylok im Shakspeare eine Figur, welche sich wenig empfehlen, welche sich wenig Freunde gewinnen wird. Gleichwohl spielt er eine gar bedeutende Rolle in einem Kunstwerk, welches ja als solches, wie uns die Herren Denker versichern, nur Schönes, nichts Häßliches enthalten darf. Folglich kann der Charakter dieses Juden — meines Glaubensgenossen also — nicht schlechtweg häßlich sein. Und in der That, dieser sonderbare Charakter hat etwas so nervig Starkes, etwas so unbändig Folgerechtes, unerbittlich Verwegenes," — bei diesen

Worten, welche Moritz Hain langsam und betonend aussprach, schmunzelte er wie ein Feinschmecker, wenn er edlen Wein auf der Zunge fühlt — „daß er imponirt, daß man ihn schaudernd bewundert und daß man's dem guten Shakespeare kaum verzeihen kann, wenn er ihn durch die höchst antijuristischen Kniffe eines Weibes um das, was ihm gebührte, prellen läßt. — Sehn Sie, mein Herr, zwischen diesem Schylok und mir giebt es sonderbare Aehnlichkeiten. Fürs Erste hat die bildnerische Hand der Natur, so wie mit ihm, auch mit mir ihr geistreiches Spiel getrieben; sie hat uns dergestalt körperlich ausgestattet, daß wir von vornherein und für ewig gegen alle zarten Gefühle und sanften Empfindungen geschützt und gepanzert sind." Hiermit warf er einen wahrhaft humoristischen Blick in den Spiegel. — „Zweitens bin ich reich wie Schylok und stets bestrebt, noch reicher und immer reicher zu werden, weil ich gleich ihm die köstliche, herrliche Gewalt des Goldes kenne!" — hier warf er einen sprechenden Blick, einen Blick, welcher Beistimmung zu heischen schien, auf den Gutsbesitzer. — „Drittens giebt es, so wie es für ihn einen gab, auch für mich einen Menschen, dessen Dasein ein ewiger Vorwurf, ein Gewissensbiß, ein Hohn, eine Demüthigung, mit einem Worte ein Gift für mich ist. Dieser Mann ist — ganz so verhielt es sich mit Schylok's Feinde, —

reicher als ich, viel reicher, geachteter, geehrter und mehr geliebt als ich. Er wandelt stets nur den geraden Weg, während mich so wie die meisten Geschäftsmänner der Zufall gar oft nach rechts oder links irre führt."

„Und dieser Mann ist G. Goldschmidt; ah, nun verstehe ich" — sagte von Staufen.

Moritz Hain nickte dem Gutsbesitzer lächelnd zu, als wollte er damit ausdrücken: Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen; Sie sind ein überaus scharfsinniger Mann! — Darauf fuhr er fort: „Und ist es nicht in der That eine Beleidigung gegen die Gesellschaft und deren Einrichtungen, wenn ein Mann hochmüthig und prahlend den herkömmlichen Gang des Handels und Wandels verläßt und sich dadurch das Ansehn giebt, besser, würdiger als Andere, mit einem Worte exceptionell zu sein? Verdient er nicht, daß sich die Gesellschaft an ihm räche, daß sie ihn da treffe, wo er allein verletzbar scheint, in seinem Familienleben?

Sehn Sie, mein Herr, ich weiß Wort für Wort die Unterhaltung, welche zwischen Ihnen und dem Banquier stattgefunden hat. Ich kenne seinen Charakter Zug für Zug. Denn wir arbeiteten einst in demselben Bureau, aßen an demselben Tische und besuchten dieselben Gesellschaften. Aber wiewohl ich damals schon reich war, wenigstens Reichthum sicher zu erwarten hatte, er hingegen

Nichts oder noch weniger als Nichts, nämlich den Hang zu Luxus und Verschwendung besaß, ließen mich die Leute zwar unbehindert, aber auch unbeachtet stehen, während sie ihm entgegenkamen und ihn mit Wohlwollen überschütteten. Dies gab mir Stoff und Grund zu mancherlei stillen Betrachtungen. Ich studirte das Wesen dieses „Auserwählten“ förmlich und gelangte so zu einer sehr genauen Kenntniß seiner Denkungsart. Und so weiß ich denn, daß er hinfüro mit allen seinen Kräften bestrebt sein wird, die ihm von Ihnen widerfahrene Demüthigung auf Sie zurückzuschleudern, Sie mit dem furchtbaren Gewicht seiner Gewalt und seiner Mittel zu erdrücken. Um dies Bestreben nun zu hintertreiben, kam ich zu Ihnen und erklärte Ihnen meine Bereitwilligkeit, die Summe, deren Sie bedürfen, unter der gegebenen Bedingung Ihnen vorzustrecken. Uebrigens bitte ich, das mit Ihrer Unterschrift versehene Papier bis zu dem Augenblicke zurückzuhalten, wo unser Geschäft abgeschlossen sein wird. Ich gedenke im Laufe des nächsten Monats mir die Ehre zu geben, Sie auf Ihrem Schlosse zu besuchen und die Angelegenheiten an Ort und Stelle ins Reine zu bringen.“

Nach diesen Worten sah Moritz Hain noch einmal auf seine Uhr und darauf erhob er sich.

Auch Herr von Staufen stand auf, lächelte vergnügt

und ein wenig pfiffig, und sagte: „Sicherlich muß man Ihnen eine unbeugsame Consequenz zugestehn, mein Herr.“ —

Der Geschäftsmann schaute dem Edelmann so recht voll und zutraulich ins Gesicht, darnach aber versetzte er: „Ja, sehn Sie, mein Herr, das ist's, worüber ich mit mir einig und worauf ich ein klein wenig stolz bin: Ich besitze Consequenz; und wäre ich damals an des Juden Schylock Stelle gewesen, so würde ich meinem Widersacher ohne Zögern ein volles Pfund Fleisch aus der Brust geschnitten haben, gleichgültig für die Folgen dieses Schrittes.“

Der Mann sprach diese Worte so einfach, so wenig betont und doch wieder so energisch, so zuversichtlich und sicher, daß von Staufen ihm unbedenklich glauben mußte.

„Uebrigens“ — fuhr er nach einer Prise greifend fort — „übrigens täuschen Sie sich, wenn Sie glauben, daß ich in unserer Angelegenheit um der Consequenz Willen ein Opfer bringe. Ich würde es thun, wofern es nöthig wäre. Gegenwärtig ist es aber noch nicht nothwendig. Ich lege ein nicht gar großes Kapital bei Ihnen an. Dies Kapital wird Sie entweder retten, heraufbringen — und dann bin ich gedeckt. Oder es wird Ihnen nicht helfen, — dann werden Sie, von dem unwiderstehlichen Drange der Verhältnisse gezwungen,

das Aeußerste thun, werden Ihre Zustimmung zu jener Verbindung geben — und dann zahlt mir der liebe Banquier, welcher eine Ehre darein setzen wird, die Passiva von dem Vater seines Schwiegersohnes zu übernehmen, das Anlagekapital sowohl, als die in dem bewußten Contrakte niedergesetzte Summe aus. Und ich kann nicht leugnen, daß auch in einer derartigen Gestaltung der Dinge einige Genugthuung für mich enthalten sein würde".

Hier richtete sich des Edelmanns Gestalt höher auf und nahm etwas Würdevolles, Imponirendes an. „Sie vergaßen, Herr M. Hain", — begann er — „daß es neben einer Consequenz des Hasses und der Rache auch eine Consequenz der Ehre giebt, daß ein Mann Festigkeit genug besitzen kann, sich lieber in einen Abgrund zu stürzen, als einen Schritt zu thun, welchen er mit seiner Ehre für unverträglich hält. In diesem Punkte gründen sich Ihre Combinationen auf einen Irrthum; und ich halte es für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen."

Herr Moritz Hain lächelte sehr liebenswürdig, verbeugte sich leicht und entgegnete: „Ich habe Sie durchaus nicht verletzen wollen durch meine Worte. Wir Geschäftsleute haben die Gewohnheit, vor einem Geschäft alle Chancen zu überschauen, welche wir für uns haben.

Diese üble Gewohnheit aber führt je zuweilen kleine Verstöße gegen den guten Ton herbei. Uebrigens lassen wir die Dinge der Zukunft an uns herankommen, denn „das Leben erst lehrt Jeden, was er sei". — Nur die eine Bemerkung gestatten Sie mir noch, daß es jetzt in Ihrem Interesse liegt, sich mit Herrn Kurt von Staufen zu versöhnen. Durch Freundlichkeit und Gefühl werden Sie ihn, so wie man mir ihn geschildert, von jedem voreiligen oder für Sie unangenehmen Schritte zurückhalten".

Hiernach verbeugte sich der kleine Mann und ging aus dem Zimmer, so wie er eingetreten war, bescheiden und einfach.

v. Staufen promenirte nach der Entfernung des Geschäftsmannes wohl eine Stunde in seinem Zimmer auf und ab. Immer nur sah er die kleine, garstige Figur vor sich auf dem Stuhle sitzen, so unbefangen und doch wieder so berechnend zweideutig, hörte ihn sprechen so offen und zutraulich, und wieder versteckt und zurückhaltend mit einem Lächeln so behaglich, gemüthlich, und wieder so tückisch, boshaft — der Mann war ihm ein unlösbares Räthsel.

Mit der Zeit jedoch trat seine persönliche Lage wieder in den Vordergrund seiner Gedanken. Was hatte er für seine Pläne nicht zu fürchten von der Gereiztheit

seines verstoßenen, in seinen feinsten und stärksten Gefühlen so schwer verletzten Sohnes! — Mußte er nicht um jeden Preis eine Versöhnung mit diesem seinem Sohne herbeiführen?

Mit diesen Betrachtungen kleidete er sich an, steckte seine huldvollste Maske vor's Gesicht und befahl seinem anmuthigsten Lächeln zu erscheinen.

Darnach aber verließ er sein Gemach, erkundigte sich bei dem Kellner nach der Zimmernummer des Grafen Burgsdorf, schritt über den Corridor und klopfte bei der Thür des Letzteren an.

Graf Burgsdorf schien in dem Augenblicke, da von Staufen bei ihm eintrat, im Begriff auszugehen. Er war ein Mann von nahezu 30 Jahren, von hoher, edler Gestalt, hellblauen, schön geschlitzten Augen und freier, gewölbter Stirn. Die Nase rein griechisch, der Mund klein und angenehm, die Lippen fein und frisch, das Kinn spitz, aber nicht hervortretend.

Graf Burgsdorf hatte mit seinem Gaste darin Aehnlichkeit, daß an ihm wie an diesem die charakteristischen Merkmale des vornehmen, gesellschaftlich gebildeten, so zu sagen sattelfesten Mannes hervortraten. Aber er unterschied sich von demselben dadurch, daß seinem Wesen das Kastenartige, hochmüthig Herabsehende fremd war, und daß er die gewinnenden, ansprechenden Züge des

vorurtheilsfreien Mannes an sich trug, welche Jenem fehlten.

„Ich komme zu Ihnen, mein lieber Graf", — begann von Staufen, nachdem er auf dem Sopha Platz genommen hatte — „weil ich weiß, daß Sie der Freund, der warme Freund meines Sohnes sind, und weil mir bekannt ist, daß Sie um seinetwillen die Reise nach Berlin unternommen haben. Demnach werden Sie von dem traurigen, sehr beklagenswerthen Zerwürfnisse zwischen mir und ihm unterrichtet und wohl auch geneigt sein, wenn anders eine Vermittlung noch Etwas fruchten kann, dieselbe gütigst zu übernehmen".

Der Graf verbeugte sich höflich, antwortete aber Nichts. —

„Sie würden mich tief verpflichten" — fuhr von Staufen fort — „wenn Sie die Güte hätten, meinem Sohne mitzutheilen, daß ich den Schritt, zu welchem mich ein rascher, aber sicherlich gerechter Zorn verleitet hat, bedaure, daß er auf liebevolle Nachsicht und Verzeihung von Seiten seines Vaters rechnen darf, wofern er von seinem unbesonnenen Beginnen abläßt und zu seiner kindlichen Pflicht zurückzukehren verspricht".

„Ich werde mich dieses für mich ehrenden Auftrags entledigen, Herr von Staufen" — entgegnete Burgsdorf. — „Gestatten Sie mir dagegen eine Bemerkung,

welche ich im Namen Ihres Sohnes mache, und welche vielleicht dazu beitragen dürfte, eine Aussöhnung zwischen Ihnen und meinem Freunde Kurt zu beschleunigen.

Kurt ist ein durchaus selbstständiger, unbescholtener und geachteter Mann, dazu noch ein Beamter des Staates. Seine Grundsätze und Lebensansichten weichen von den Ihrigen weit ab, stehen den Ihren zum Theil gegensätzlich gegenüber. Der Zwiespalt ist demnach ein principieller und kann unmöglich durch eine Verzeihung auf der einen Seite und durch Aufgeben und Reue auf der andern ausgeglichen werden."

Der Gutsbesitzer heftete seine mandelförmigen Augen eine Weile auf die Erde und erwiderte dann in ernstem, würdigem Tone: „Meinen Sie denn ernstlich, Herr Graf, daß ich keine Ursache zur Anklage wider Kurt habe? — Wenn Sie, Herr Graf, durch die Menge schreiten, dann wird hier und da wohl eine Stimme laut und äußert die Worte: „„Das ist ein vornehmer, echt aristokratischer Mann mit seinem adligen Blick, seinem edlen Gange, seiner stolzen Haltung und der Anmuth seiner Bewegungen!"" — Ehrerbietig macht man Ihnen Platz, grüßt Sie, bewundert Sie, zeichnet Sie aus.

Ist Ihnen dies denn noch niemals aufgefallen? — Während aus den niederen Ständen nur die Begabteren oder Reicheren, und auch die nur durch den Verkehr

mit uns zu jener Würde oder Anmuth in der äußern Erscheinung gelangen, sind uns dieselben gleichsam angeboren; — und manch' adliger Strohkopf nimmt sich gegenüber einem Millionär oder sogenannten Genie immer noch wie ein Held oder König neben einem armseligen Schlucker aus!

Ist dieser Umstand denn nicht ein Beweis, daß die Aristokratie gleichsam von der Natur mit einem schönen, werthvollen Privilegium ausgestattet wird, und daß wir die Verpflichtung haben, über dasselbe wie über einen Schatz zu wachen?

Und nun betrachten Sie meinen Sohn. Liegt in seinem Auftreten, in seinen Manieren auch nur die geringste Andeutung seiner Abstammung? Spricht sich nicht in seinem ganzen Wesen eine beleidigende Gleichgültigkeit, ja Verachtung gegen dasjenige aus, was uns gleichsam als Ruine, als Erinnerung unsrer vorzeitlichen Größe geblieben ist?

Aber auch dies hab' ich ihm, mit Schmerzen zwar, aber mit väterlicher Liebe nachgesehn. Ich dachte mir: Wiewohl Kurt ein schlechter Edelmann ist, kann er immer noch ein wackerer, ausgezeichneter Beamter des Staates werden, kann steigen und Carriere machen. Und siehe! Da geräth er auf den wahnsinnigen Gedanken, einen Streich zu begehen, welcher ihn vor aller Welt bloß-

stellen, ihn lächerlich machen und ihm jede höhere Carriere auf ewig unmöglich machen würde!

Können Sie mir nach alledem es wohl verargen, wenn mich die hartnäckige Unbesonnenheit meines Sohnes endlich zum Aeußersten getrieben?"

„Ich will zugeben, Herr v. Staufen" — erwiderte Graf Burgsdorf ziemlich kühl — „daß sich der Adel vorzugsweise, als ganzer Stand betrachtet, gewisser guter Manieren rühmen darf, werde jedoch niemals zugestehn, daß dieselben als eine Besonderheit seines Wesens, als ein Privilegium der Natur zu betrachten seien. Diese Manieren sind die Früchte der Erziehung und sind im Ganzen ein viel zu dürftiges Gut, als daß sie uns, für sich betrachtet, über andere Stände erheben könnten, als daß sie uns die Achtung der Welt und unsre eigne erringen möchten. — Der Edelmann erzieht seine Kinder zu Weltmännern oder vornehmen Weltdamen. In der sogenannten engbegrenzten Welt schlägt man sich durch mit „gutem Ton, feinen Manieren", vorausgesetzt eben, daß man einen altadligen Namen und einiges Vermögen oder ein gutes Amt hat. Da nun die Eroberung von sogenannter „tournure" leicht und bequem vor sich geht, zumal wenn von Kindheit auf damit begonnen wird, so erlangt der Aristokrat eine besondere Gewandtheit und Leichtigkeit in seinen Manieren, um so mehr,

als er in der Regel nicht ernsteren Studien obzuliegen hat."

v. Staufen zog hier die Brauen ein wenig zusammen und furchte die Stirn.

„Was die besonderen Gesichtszüge der Aristokratie betrifft," — fuhr der Graf gleichmüthig fort — „so marquiren sie einfach die besondre Geschichte unsers Standes, gleichwie sich aus einer jüdischen Physionomie die Geschichte des Volkes Israel herauslesen läßt. Denn so wie sich in der letztern der Jahrhunderte lange Druck, neben einer Intelligenz, welche aber eben des Druckes wegen nur eine Richtung, die des Schacherns, nehmen konnte, ausspricht, ebenso drückt sich in den Zügen der Aristokratie meistentheils eine Erinnerung an die Feudalherrschaft mit ihren ungemessenen Privilegien und ihrer stolzen, vermessenen Ungebundenheit aus."

„Aber Sie beleidigen Ihre Ahnen, Graf Burgsdorf!" — rief v. Staufen halb im Ernst, halb im Scherz.

„Denke nicht" — versetzte der Graf anmuthig lächelnd. — — „Meine Ahnen sind mir lieb und theuer. Und sehen Sie, mein Herr, dies Privilegium, Ahnen zu haben, ist das einzige, welches man uns nicht rauben kann. Und doch ist es ein unschätzbares Privilegium, doch ist es so süß, sich zu sagen: Dieses Gute und Er-

sprießliche hat Dein Stammvater für die Menschheit gethan, dies Große, Edle und Schöne hat Dein Urgroßvater vollbracht u. s. w. Dein Geschlecht hat sich im Ganzen stets auf dem Pfade der Ehre und des Rechtes behauptet. — Wir Edelleute haben gleichsam einen Band Geschichte für uns. Mit den Bildern unserer Ahnen taucht eine geschichtliche Vergangenheit für uns wieder auf und tritt in eine gewisse Beziehung zu uns eben durch unsre Vorfahren. — Dies aber ist ein Vortheil, ein Privilegium, dessen ganzen, vollen Werth ich anerkenne und dessen ich mich freuen kann, ohne meinen Mitmenschen zu nahe zu treten."

„Sie haben Recht, lieber Graf" — sagte der Gutsbesitzer sinnend.

„Um aber auf Kurt zurückzukommen," fuhr Burgsdorf fort, „so gehen ihm allerdings jene salonmäßige Abgeschliffenheit, jene routinirte Sicherheit ab, welche, wie ich nicht leugne, einen großen Reiz haben. Dafür besitzt er eine Menge anderer, höherer, besserer Eigenschaften, welche ihn in jedem Falle zu einem achtbaren, wackeren Ehrenmanne stempeln. Seine Individualität hat sich frei und ohne Beeinträchtigung seiner Umgebung entwickelt. Darum verdient sie auch, daß man sie respectire, daß man nicht versuche, ihr gewaltsam eine

Form aufzuzwängen, unter welcher sie sich beengt und gedrückt fühlen würde.

Uebrigens haben Sie denn, Herr v. Staufen, jemals im Ernst darauf gedacht, diese ungestüme, leidenschaftliche Natur in ihrem kecken Schritte durch ein Machtgebot aufzuhalten? — Ich möchte fast zweifeln, insofern Ihre Erfahrung jedenfalls noch gereifter ist als die meinige, also auch den ungeheuren Einfluß, welcher auf gewisse Menschen Befehl und Widerspruch ausüben, besser kennen wird, als die meinige."

„Und was würden Sie also in meiner Lage thun, lieber Graf?" fragte der Gutsbesitzer beinahe ängstlich.

„Ich würde mich mit meinem Sohne versöhnen," — antwortete Burgsdorf — „und das wird einem Vater stets leicht; ich würde die Liebe walten lassen! — Uebrigens hat Kurt mir versprochen, mit mir auf längere Zeit nach Burgsdorf zu gehen, sobald nur seine Krankheit gehoben sein wird. Gesunde Bewegung und reine Luft werden wohlthätig auf seine Stimmung wirken, und vielleicht wird Alles noch gut enden."

„O, Sie machen mir da eine große Freude!" — rief v. Staufen, sich lebhaft erhebend. — „Ich werde Ihren Rath befolgen und hoffe nun selber, daß Alles noch glücklich enden wird!"

Als sich der Gutsbesitzer nach einer Weile von dem

Grafen empfohlen und wegbegeben hatte, schüttelte der letztere lächelnd den Kopf und sagte vor sich hin: „Also die Nachricht, daß Kurt längere Zeit in Burgsdorf verweilen wird, hat ihm solch' außerordentliche Freude gemacht! — Dieser Mann jagt den Enttäuschungen geradezu nach!“

Fünftes Kapitel.

„Parliamo un poco!“ — flehte Paolo Gozzi zu seinem Weibe — „parliamo, Margarita!“

„Sprechen wir, lieber Paul, sprechen wir“; — entgegnete Margarethe, ein wenig träumerisch, geistesabwesend — „aber sprechen wir meine Muttersprache, sprechen wir Deutsch“.

Die junge Frau lag in angenehmer Unbeweglichkeit auf einem mit blutrothem Sammet überzogenen Divan und strich mechanisch mit ihrer schneeweißen Hand ihrem Gemahl, welcher neben ihr auf einem Fußschemel saß, durch die langen, rabenschwarzen, wallenden Locken.

Margarethe war 30 Jahre alt, wiewohl sie noch jung schien, indem sie noch viele Blüthen der Jugend an sich trug. Sie hatte blondes, seidenweiches Haar, braune, große, fast kreisrunde Augen, einen kleinen, herausfordernden Mund mit schwellenden, üppig aufgeworfenen Lippen, eine makellose, feine Nase und ein ovales

mit einem Grübchen geschmücktes Kinn. Ihr Teint war sehr frisch und dabei zart; an Stirn und Hals schimmerte jenes sanft blaue Geäder, welches man in der Regel nur bei Kindern wahrnimmt, durch die Haut. Sie trug ein schwarzseidenes, an den Hüften lose herabgleitendes Kleid, aus welchem auf Brust und Hals feine schneeweiße Spitzen hervorquollen.

Unter dem Kleide streckte sie zwei winzig kleine Füßchen hervor, welche mit türkischem Saffian bekleidet waren.

Paul Gozzi, ein nach Berlin geflüchteter Italiener, welcher jetzt gerade vor seiner Frau auf dem Tabouret saß, war um 3 Jahre jünger als Margarethe, schien aber um 10 Jahre älter zu sein als sie. Trotzdem war er noch ein hübscher Mann mit einem von Leidenschaft glühenden Gesicht und schwarzen, flammenden Augen.

„Warum denn beharrest Du auf dieser angelernten, einseitigen Verachtung meiner lieben, überreichen Muttersprache?" — fuhr Margarethe nach minutenlangem Schweigen fort, ohne aber einen Blick auf Paul zu werfen — „warum ringst Du Dich nicht heraus aus dem engherzigen Vorurtheile, als seien die Deutschen Eure und der Freiheit Feinde? — Also sprechen wir Deutsch, lieber Paolo"; und dies letztere Wort betonte sie so reizend, daß ihr der Mann mit einer versengenden Liebes-

gluth ins Angesicht schaute — „und nun erzähle mir noch einmal Deine gestrigen Erlebnisse. Diese Nacht trafst Du mich träumend und schlaftrunken. Mein Geist hat Alles wirr und nebelig aufgenommen".

Paul Gozzi küßte ihr mehr wie ein Liebhaber, als wie ein Gemahl die Hand, welche von parischem Marmor und von Michel Angelo gemeißelt schien, und begann: „Du weißt, ich war neugierig, den wunderlichen alten suspendirten Professor zu sehen. Man hatte mir gesagt, daß er täglich eine gewisse Bierschenke besuchte und dort mit Handwerkern und Arbeitern vertraulich plauderte. Ich ging also auch dahin. Als ich eintrat, sah ich ihn an einem Tische mit ungefähr 8 Menschen sitzen, welche ihm andächtig zuhörten".

„Aber woran erkanntest Du ihn, da Du ihn vorher nie zu Gesicht bekommen?" — fragte Margarethe immer noch sehr träumerisch.

„Nach der Beschreibung" — versetzte der Italiener. „Ich sah an dem Tische einen kleinen Greis, gebückt und hinfällig. Seine Augen waren ein wenig entzündet und thränten, und seine Stimme war ohne Mark, heiser und kaum verständlich. — Während er sprach und je länger er sprach, wurde seine Stimme allgemach heller, mächtiger, seine Augen ausdrucksvoller und glänzender, seine Gestalt imposanter, der Art, daß er nach und nach

das Ansehn eines biblischen Patriarchen, eines Apostels gewann. Er sprach aber Folgendes:

„Wenn ein Baum allein steht, so zerzaust ihn der Wind, und der Sturm rauft ihm das krause Haar, zerknickt ihm die Zweige und bricht ihn um mit der Zeit. — Aber der gedrungene, dichte Forst widersteht dem Wind und dem Sturme; er kämpft gewaltig und hält aus, schüttelt mächtig das Haupt und rauscht, und leidet nur geringen Verlust.

Wenn eine Blume allein steht, so wird sie von der Sonne Gluth gebleicht und gedörrt. Sie welkt und stirbt ab. — Aber eine Prairie dörret die Sonne nicht aus. Dort beschattet eine Blume die andere, kühlt eine die andere, und alle decken die Erde wie ein dichter Teppich, so daß die befruchtende Feuchtigkeit in derselben von der Sonne nicht ausgesaugt werden kann.

Wenn der Mensch allein und von den andern getrennt steht, so ist er schwach, hülflos und ohnmächtig. Seine Kraft ist beschränkt, seine Mitel unzulänglich, seine Lage gefahrvoll. Durch gesellschaftliche Verbindung gelangt er zu Stärke und Macht, zu Reichthum und Sicherheit. Die größte Einigung, welche wir bis jetzt haben — und zwar immer noch in sehr unvollkommener Weise, als Association betrachtet — ist d e r S t a a t, d a s V o l k, d i e N a t i o n. Diejenige, nach welcher wir streben, auf

welche die Geschichte uns vorbereitet, und welche Christus verkündigt, ist die Einigung der gesammten Menschheit. „Dann wird ein Hirt und eine Heerde sein!“ — Dann wird nur ein Gesetz auf dem Erdboden gelten, und ein freier, regsamer Verkehr und ein ewiger Friede werden die Menschen zu einer großen, majestätischen Familie verbinden!

Gegenwärtig aber stehen noch Völker den Völkern feindselig gegenüber; der Krieg mit seinem düstern Eumenidengefolge schwingt noch seine bluttriefende Fackel — die Nationen sind noch auf sich selber angewiesen.

Da muß denn jede einzelne für sich stehn, muß sich regen und bilden, und die Quellen des Glücks und Reichthums suchen und hegen und pflegen. Sie muß durch dies Alles und durch nationale Entwickelung und Eintracht sich davor bewahren, daß ein hereinbrechender Krieg ihr den Besitz und die Selbstständigkeit und die Freiheit raube.

Einigkeit macht stark und gewaltig, und selbst die kleineren Associationen sind ersprießlich und folgereich. Freilich, im Kleinen veranstaltet, wird eine solche Einigung auch nur geringe Resultate herbeiführen. Wenn sich eine gewisse Anzahl von Handwerkern, mit Arbeitskräften und Kapitalien, verbinden, so werden sie denjenigen Handwerkern gegenüber im Vortheil sein, welche

allein stehn. Ein sehr reicher Kapitalist aber, der da eine großartige Werkstatt anlegte, mit enormen Summen Alles en gros beschaffte, demnach billiger kaufte, und folglich auch wohlfeiler lieferte, würde sie dennoch bald in den Hintergrund stellen und am Ende wohl ruiniren.

Es entsteht also die Frage: Ließe sich nicht eine Association zu Stande bringen, welche so reich an Kapital und Kräften wäre, daß selbst der größte Kapitalist mit seinen Millionen ihr gegenüber nur als ein ärmlicher, ohnmächtiger Rentier erschiene?

Diese Frage aber ist vor zwei Jahren von einem unbekannten, aber gescheidten Manne gründlich und erschöpfend beantwortet worden.

Eine solche gewaltige Association wäre die eines ganzen Volkes, eines Staates.

Der Staat nämlich gründete eine Bank. Diese Bank müßte, je nach der Größe des Landes, ein Kapital von 500—1000 Millionen zur Verfügung haben."

„Aber wo sollte denn um des Himmels willen so vieles Geld herkommen, Herr Professor; denn mit neuen Lasten und Abgaben wäre dem Volke doch wenig gedient?" — so fragte ein robuster Schlossermeister, während er einen gewaltigen Schluck aus der blonden Halben that.

„Die Bank" — fuhr der Redner lächelnd fort —

„müßte eine Art Papiergeld ausgeben bis zum Belauf der erforderlichen Summe. Dies Papiergeld würde im ganzen Lande einen reellen Werth haben; einfach, weil es die beste aller Garantieen hätte. Da nämlich alle Arbeiter, möchten sie geistig oder mit ihrem Körper arbeiten, desgleichen alle Handwerker, Industriellen und kleinen Landbesitzer zu jenem großen Verbande gehören würden, und da alle Produkte der Bank als Eigenthum zugingen, so könnte sie das ausgegebene Papiergeld durch *sämmtliche produktiven Kräfte und Produkte des Landes garantiren.*"

Der Schlossermeister nickte befriedigt mit dem Kopfe. Aber ein kleiner Mann neben ihm, welcher seines Handwerks ein Tischler war und durch die vielen Dispute mit seinen Gesellen das Talent, gegen Alles Einwände zu finden, entwickelt hatte, bemerkte mit spitzfindiger Miene: „Ja, das wäre schon Alles recht gut, wenn nur das Ausland Vernunft hätte und jenes Papiergeld als gültig annähme. Denn ohne das Ausland können wir doch einmal nicht existiren."

„Zum Verkehr mit dem Auslande" — erläuterte der Professor — „bedürfte die Bank in der That baaren, gemünzten Geldes. Da machte sie denn eine Anleihe bei den wohlhabenderen Mitgliedern der Association. Und diese würden mit Freuden ihre kleinen Kapitalien

gegen eine geringe Verzinsung der Bank überlassen, da, bei dem neuen Zustande der Dinge, es ihnen schwer werden dürfte, ihre unbedeutenden Summen vortheilhaft unterzubringen."

Der Nachbar zur Rechten des Redners, ein baumlanger hagerer Mensch, aus dessen zuckenden Handbewegungen man den Schneider herauserkennen konnte, ein begeisterter Verehrer des Professors und schwärmerischer Anhänger seiner Lehren, schaute triumphirenden Blicks auf den vorlauten Tischler herab, welcher jetzt, wie der Schneider meinte, gehörig zurechtgewiesen war. Darauf stützte er den gedankenvollen Kopf mit seiner Rechten und lauschte andächtig den Worten des Vortragenden, welcher aufs Neue also begann:

„Die Bank errichtete nun Werkstätten, Fabriken und Magazine — je nach der Lage und dem Verkehre des Ortes groß oder klein. Sie beschaffte die nöthigen Werkzeuge und Materialien — und darauf gings an die Arbeit.

Im ganzen Lande gäbe es dann keinen Menschen, der sich über Mangel an Arbeit beschweren dürfte. Aller Kapitalszwang hätte ein Ende. Die Tausende und Millionen, welche heute dem Wucherer oder großen Kapitalisten zufließen, würden dann der Association, folglich allen dabei Betheiligten zufließen.

Die Produkte würden in die Magazine abgeliefert. Die Magazine müßten für das Weitere sorgen.

Die Berechnung aber würde etwa folgende sein: Die oder jene Fabrik oder Werkstätte kostet der Bank 100,000 Thaler. Sie bringt 15 Procent.

5 Procente werden als Abschlagssumme des Kapitals eingezogen.

Die übrigen 10 Procent werden mit Berücksichtigung der Intelligenz und Thätigkeit unter die Arbeiter vertheilt.

Nach zwanzig Jahren wäre auf diese Weise das Anlagekapital durch die 5 Procent als Abschlagszahlung getilgt, und die Werkstätte oder Fabrik würde Eigenthum der Associirten geworden sein!"

Hier stieß der Schlosser einen tiefen Seufzer aus, einen Seufzer der unaussprechlichsten Sehnsucht, und als hätte dieser Seufzer die Andern angesteckt, so seufzten sie auch; und Einer von ihnen, der bis jetzt noch kein Wort gesprochen, weil er Beamter war und an diesem Orte nicht zu sehr gekannt sein wollte, murmelte, während er schüchtern im Zimmer umherblickte: „Werden wir denn eine solche Riesenassociation noch erleben und daran Theil nehmen können?"

„Hoffen wir, meine Freunde, hoffen wir! Weil

Columbus mit Bestimmtheit wußte, daß im Westen Land sei, so erreichte er's auch. Und" —

Bis hierher hatte Margarethe, unbeweglich und starr wie eine marmorne Statue, das schöne Auge schmachtend auf einen Punkt an der Decke geheftet, der Erzählung ihres Gatten schweigend zugehört. Jetzt aber drehte sie das Haupt ein wenig herum und sagte, ein Gähnen mühsam unterdrückend: „Das ist recht gut, Paul, in seiner Art recht gut, aber zu anregend, zu aufregend. Unsre Zeit braucht Beruhigung, Erholung, lieber Mann. Uebergehe also die geistreichen Vorlesungen des wunderlichen Professors und erzähle mir Deine nächstfolgenden Erlebnisse."

Paul gehorchte ihr wie ein willenloses, gehorsames Kind. — Margarethe hatte ihr Antlitz wieder von ihm abgewendet, war wieder in ihre Starrheit zurückgesunken. Er sagte blos: „Warum schaust Du mich denn nicht an, meine Seele, mein Leben, mein Himmel und meine Hölle?"

Und als sie darauf Nichts erwiderte, so drückte er einen tiefen Seufzer, der ihm aus dem bebenden Herzen aufsteigen wollte, mit Anstrengung zurück und fuhr fort: „Als ich wieder auf die Straße getreten und eine Weile darauf fortgegangen war, bemerkte ich, daß sich die Menschen haufenweise zusammenrotteten und lebhaft mit einander redeten. — „„Ein verrückter Mensch hat auf

den König geschossen! — Nein, 's war ein Demokrat, ein Verschwörer! Man ist einem ungeheuern Complott auf der Spur!““ — Dergleichen Reden vernahm ich an jeder Straßenecke. Einmal begegnete mir auch Herr von Staufen, Kurts Vater. Er sprach ziemlich laut mit einem andern Herrn, welchen ich unter Anderm die Worte sagen hörte: „„Endlich, liebster Freund, werden wir nun diesem demokratischen Gesipp an den Leib kommen! Hoffentlich wird man dieser Sache eine gewisse Wendung, einen gewissen Anschein geben.““ —

„Lieber Paul“ — flüsterte Margarethe — „Du regst mich allzusehr auf.“

„Weiter, mein Engel, hab' ich Nichts zu erzählen,“ — versetzte Paul — „dann, daß ich später zu Freund Günther gegangen, und was wir dort gesprochen, dürfte Dich kaum interessiren.“

Ueber Margarethens Antlitz blitzte ein Lächeln, ein sonderbares, spöttisches Lächeln, ein Lächeln, das der unheilbaren Verblendung der ganzen Männerwelt galt. Gozzi hatte Günthern in Italien kennen gelernt und in Berlin wiedergefunden. Sie besuchten sich oft, und Günther hatte in den letzten Tagen manch frohe Stunde im Umgange mit Gozzi und Margarethen zugebracht.

Margarethe lächelte also bei den letzten Worten ihres Mannes; sie lächelte über die Kurzsichtigkeit aller

Männer. Denn just in dem Augenblicke, als Paul ihr versicherte, seine Unterhaltung mit Günthern werde für sie interesselos sein, hatte sie sich gefragt, wie es denn käme, daß sie seit Kurzem so oft und so theilnehmend des Malers gedenke.

Margarethe befand sich in jener psychologischen Krisis, in welche fast alle verheiratheten geistreichen Frauen, selbst die besten, in dem Alter von 30—36 Jahren gerathen.

Die junge Frau hatte eine Zeit lang liebend und glücklich die Wonnen der Ehe durchfühlt und durchlebt. Sie liebte den Gemahl immer noch. Aber sie hatte unglücklicherweise das dreißigste Jahr überschritten. Die Zeit des Verblühens und Welkens mit all' ihrem Frost, ihrem Schauer, ihren trübsinnigen, entsagungsvollen Stunden tauchte für sie wie ein unheimlich Gespenst im Vordergrund ihrer Zukunft auf. Zwar fühlte sie noch in sich das Feuer und die Frische des Körpers und der Seele, aber sie fühlte auch mit unbeschreiblicher Angst jenen eiskalten Hauch des vorrückenden Alters, welcher dem Auge den Glanz, und der Stirn die Glätte, und dem Munde die Anmuth, und der Seele die unendliche Spannkraft raubt, und welcher das Herz mit trübseliger Entsagung und sehnsüchtiger Erinnerung erfüllt. Da — wie ein Ertrinkender mit dem durch die Todesangst schon

umnachteten Auge noch ein letztes, allerletztes Mal nach einem Rettungsbalken umherblickt — schaute die junge Frau, fieberhaft aufgeregt, hastig um sich und suchte — nach einer Liebe, einer letzten, aber glühenden Liebe.

Und da traf denn ihr Blick zunächst auf den Gemahl. — Aber die Gewohnheit und Zeit hatten die Leidenschaftlichkeit in der Zuneigung zu ihm erkalten gemacht. Und er hatte sich ihr als Mensch geoffenbaret, während sie in ihrer letzten Schwärmerei ein Idol, einen Gott suchte. Und am Ende hatte ja auch sie die Evanatur angeerbt, jene süße, betäubende Sehnsucht nach der geheimnißvollen, verbotenen, schrecklich-herrlichen Frucht!

Sie suchte weiter, und da traf ihr Blick auf Günther, den Maler. Günther war nun zwar auch kein Gott; aber sie machte ihn dazu, sie idealisirte ihn. — Die energische und unbeugsame Einfachheit in dem Wesen dieses Menschen, seltsam contrastirend gegen den Schwung und die Elasticität seines Geistes, machte einen Eindruck auf sie, welcher entscheidend wurde.

Margarethe hatte in ihrem Charakter etwas von jener antiken Messaline. Sie war moralisch wohl zu sättigen, aber niemals zu befriedigen. Am wenigsten war der leidenschaftliche Italiener im Stande, ihr Herz auszufüllen; denn alle Leidenschaft trägt Einseitigkeit in sich, an der sie zuletzt auch stirbt.

Nach jenem spöttischen Lächeln erhob sich Margarethe und trat mit jener graciösen Nachlässigkeit in der Haltung, welche elektro-magnetisch auf die Sinne des Mannes wirkt, vor einen Spiegel.

Sie löste das Band, welches ihr Haar zusammenhielt, und dieses nußbraune Seidenhaar fiel herab, Hals, Nacken und Schultern bedeckend.

Margarathe warf einen scharfen, prüfenden Blick in den Spiegel; und als sie trotz aller Strenge und Unparteilichkeit fand, daß sie noch schön sei, lächelte sie befriedigt; aber gleich darauf seufzte sie, denn er hatte sie ja in diesem Augenblicke nicht gesehn!

„Und wenn er mich in diesem Augenblicke überraschte," — fragte sie sich — „was würde er denken, sagen, thun?"

Merkwürdig! Das Alles dachte Margarethe, während ihr Gemahl hinter ihr stand und sie mit glühendem Blicke verschlang.

Plötzlich drehte sie sich um und fragte mit Lebhaftigkeit: „Und starret denn Dein theurer Freund immer noch in seine mysteriösen Papiere?"

„O, Tag und Nacht, Tag und Nacht!" — entgegnete Paul — „der arme Junge leidet am Herzweh!" —

Margarethe wüthete bei diesen Worten ungebührlich

in ihren feinen Spitzen herum und stampfte mit dem Fuße auf den Boden.

„Wie Du ungeduldig bist, liebes Kind!" — sagte Gozzi, seiner Frau einen Kuß auf den Nacken drückend.

Margarethe schwieg eine Weile. Darauf aber drehte sie sich hastig nach Paul um und sagte: „Weißt Du, mein Schatz, daß Dein Freund ein wenig impertinent und sehr phlegmatisch und über alle Maßen unhöflich gegen die Frauen ist?"

Als sie diese Worte sprach, rötheten sich ihre Wangen, und ihr Busen wogte wie das Meer, wenn ein Sturm drüber hingeht.

Paul hingegen, der ohnedies schon bleich war, wurde noch bleicher und antwortete in gedehntem Tone: „O, ich wüßte das nicht!"

Viele Frauen, oft die klügsten, haben die Gewohnheit, die Sucht, die Leidenschaft, gern mit den Gefühlen des Mannes zu spielen.

Margarathe trat ans Fenster, schaute ein wenig hinab, und dann fragte sie: „Sagtest Du nicht, daß Günther uns heut besuchen wollte?"

„Nein, liebes Herz," — erwiderte Paul — „ich sagte das nicht; aber ich werde ihn holen gehn."

Und damit griff er nach Hut und Stock, und ging bis zur Thür. Aber, als wäre ihm plötzlich ein besondrer

Gedanke gekommen, kehrte er noch einmal zurück, trat dicht vor seine Frau, küßte sie auf die Stirn und sagte: „Wie schön und wie treu Du doch bist, liebes Weib!“

„Die Schönheit“ — erwiderte Margarethe, ihn scharf betrachtend — „ist ja nicht mein Verdienst, und meine Treue ist ja das Deine, lieber Paul.“

Und wie nun Gozzi hinweggegangen war, da dachte Margarethe ernstlich darüber nach, was dieser Maler ohne eigentliche Schönheit oder Originalität denn Außerordentliches an sich habe, daß sie sogar oft seiner gedenken müsse.

Sechstes Kapitel.

Ich führe nun den Leser um neun Tage zurück, zum zweiten Male an Kurts Krankenlager.

Günther wachte auch jetzt bei dem Freunde. Den dringenden Bitten Burgsdorf, sich durch ihn ablösen zu lassen, hatte er einen hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt; — und er wußte auch, warum. — „Zwei Nächte nach einander schlaflos zuzubringen, ist für einen Künstler kein Kunststück," — hatte er dem Grafen entgegnet — „erstens weil die kühnsten Ideen in der Regel dem Menschen während der Nacht kommen, und zweitens, weil die Mitternachtsstunden die interessantesten von allen sind." — Und der Graf hatte ihn gewähren lassen, weil er auch wußte, warum.

Kaum war der Fieberkranke von seinen wilden Phantasieen erschöpft eingeschlafen, so holte der Maler die Memoiren der Gräfin Burgsdorf herbei und las darin weiter, wie folgt:

Zuletzt schmollte ich mich in einen recht ordentlichen Zorn gegen den Maler hinein, und sagte mir, um doch meinem Aerger eine kleine Genugthuung zu verschaffen, daß eigentlich der Chevalier viel interessanter und absonderlicher als Günther erscheine, daß der Chevalier doch etwas sehr Apartes, Geheimnißvolles an sich habe, während der Andre, der Maler, nach seinem eignen Geständnisse ein Liebhaber guten Weins und feiner Cigarren, und ein Verehrer wohlbesetzter Tafeln, kurz, ein wenig materieller Natur, ein Sybarit sei.

Ueber alledem war der Mittag gekommen.

Der Baron Hutter und seine Frau hatten sich pünktlich eingefunden. Zwei Uhr war lange vorüber, — und der Chevalier kam nicht.

„Aber wie konnten Sie auch erwarten, bei dem Quäker Lebensart zu finden?“ — bemerkte die Baronin, als sie mich über sein Ausbleiben ärgerlich werden sah. — „Ich schwöre Ihnen, daß er heut schon kein Wort mehr davon weiß, gestern auf einem Balle gewesen zu sein.“

„Hüten Sie Sich vor Meineid!“ — entgegnete der eintretende Abbé. — „Der arme d'Aubert weiß ebensowohl, daß er gestern das Glück hatte, bei Ihnen zu erscheinen, als daß ihn heute das Unglück trifft, krank zu sein und die Einladung meines schönen und süßen Mün-

dels ablehnen zu müssen. Ich habe soeben seine schriftliche Entschuldigung entgegengenommen."

Die Baronin erwiderte weiter Nichts als: „Der arme d'Aubert!"

Aber die Baronin hatte eine eigne Art, ihre Worte zu betonen. Diejenigen, auf welche sie den meisten Nachdruck legen wollte, sprach sie leise und kaum verständlich aus, so wie man etwa die Redensarten: „Ich bin Ihnen sehr verbunden" oder: „Mein Gott, es hat Nichts zu sagen" ausspricht.

Die Worte: „Der arme d'Aubert" — waren nur für mich hörbar, die ich unmittelbar neben ihr saß.

Unsere Unterhaltung bei Tische wurde allmälig recht lebhaft. La Vergne, scharfsinnig und stets neu, überraschte durch originelle Gesichtspunkte. Die Baronin, witzig und pikant, ergötzte durch prächtige Einfälle. Und der Baron, einsylbig und zurückhaltend für gewöhnlich, schleuderte heut hin und wieder eine köstlich barokke Ansicht in das allgemeine Gespräch.

Die Rede war auf den Cultus gekommen.

„So wie die Religion für den modernen Philosophen keineswegs etwas durch den Fortschritt zu Ueberwindendes, sondern vielmehr gerade das Ziel aller Menschenentwickelung, der höchste Ausdruck für die aus der Besonderheit in die Einheit erhobene Menschengemeinde

ist," — bemerkte la Vergne — „so betrachtet er auch den Cultus nicht blos als eine sinnbildliche, erläuternde Darstellung der der Religion inwohnenden Idee, sondern als die reine Verwirklichung der Religion selber. Die Menschenvielheit mit ihrer Mannigfaltigkeit des Wissens, Wollens und Empfindens soll sich gleichsam zu einem leiblichen Menschen verschmelzen. Dazu aber ist ein Zusammenkommen, eine leibliche Vereinigung nothwendig. Der einzelne Mensch kann zwar auch in seiner Kammer den allgemeinen Menschenzweck im Bewußtsein tragen, aber nicht immer in seiner Empfindung. Um nun das gemeinsame Bewußtsein auch zur gemeinsamen Empfindung zu bringen, ist ein entwickeltes Gemeindeleben, die Feier, der Cultus nothwendig."

„Wissen Sie auch, lieber Abbé," sagte die Baronin in ihrem leisesten Tone — „wissen Sie auch, daß Ihre Philosophie bei weitem moderner ist als Ihr Kleid?"

„Ich weiß es wohl," — entgegnete der Gefragte — „aber alle Entwickelung geschieht ja von innen heraus; das Aeußere kommt zuletzt an die Reihe."

Der Abbé sprach diese Worte wie ein Seher, welcher die Zukunft verkündet, und warf dabei einen seltsamen Blick auf den seinen Stand bezeichnenden Rock.

Der Baron schaute dem Abbé verdutzt ins Gesicht. Da er la Vergne's Reformationsbestrebungen in Bezug

auf den Jesuitismus nicht ahnte, so verstand er auch dessen letztere Andeutung nicht. „Sie sind zu spitzfindig für einen Abbé“ — bemerkte er kopfschüttelnd.

„Sie behaupteten, theurer Onkel,“ — sagte ich zu dem Abbé — „daß die Menschenvielheit gleichsam zu einem leiblichen Menschen verschmelzen müsse. Aber wie wäre dies möglich?“

„Das geht nun freilich nicht, liebes Kind“ — versetzte er — „und der Grund, warum es nicht geht, ist der, daß ja die Aufgabe des Menschengeschlechts eine unendliche ist, die sich niemals vollständig lösen wird. Denn denke dir sie als endlich einmal gelöst, denke dir die unendliche Vielheit als Einheit hergestellt, so würde dann Alles in die blinde Absolutheit zurückversenkt sein, und alle Realität, alles Leben hätte dann ein Ende. Eine Einheit wird sich also nur partiell erringen lassen durch annähernde Gleichheit unsers Wissens, Wollens und Empfindens.“

„Aber Sie müssen philosophische Studien gemacht haben, liebe Marie?“ — fragte die Baronin mit ihrem moquantesten Lächeln — „Sie, die Sie im Stande sind, den gelehrten Entwickelungen des Herrn Abbé zu folgen? Mir wenigstens

„wird bei Alledem so dumm,
als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum.“

„Wissen Sie nicht“ — gab ich zur Antwort — „daß, wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, gar keinen zu verlieren hat?“ —

„Aber ich verwahre mich dagegen,“ — rief der Abbé mit komischem Zorn — „ich verwahre mich feierlichst dagegen, daß man meine Unterhaltung zu den verstandesmörderischen „gewissen Dingen“ zählt!“

Der Baron hielt es in diesem Augenblicke für angemessen, sein hartnäckiges Schweigen wieder einmal zu brechen. Er hatte von Verstand reden gehört und sagte aufs Gerathewohl: „Nehmen Sie Sich in Acht, Herr Abbé, den Frauen gegenüber Verstand sehen zu lassen. Wir dürfen und sollen uns ihnen wohl geistreich zeigen, aber niemals verständig!“

„Und wollen Sie uns gefälligst die Auflösung Ihres Räthsels mittheilen?“ — bat ich.

„Der Verstand“ — erklärte der Baron mit einer Miene, welche die lebhafteste Reue, laut geworden zu sein, ausdrückte — „der Verstand hat immer etwas Nüchternes, Kaltes und Zersetzendes. Wehe uns, wenn wir mit dergleichen vor ein Weib treten! Entweder jagt man uns fort als gefühllose, hartherzige und ungeschliffne Gesellen, oder man duldet uns, aber nur, um uns vor der Welt als langweilige, poesielose und mittelmäßige Subjekte zu brandmarken.“

„Sie haben nicht Unrecht, Baron," — fiel ihm der Abbé ins Wort — „aber wozu brauchten wir auch den Verstand, wenn wir den Erlkönig lesen? Wenn wir eine Beethovensche Symphonie vortragen hören, wenn wir den Himmel und die Sterne betrachten? Das Mystische überwältigt uns, macht uns träumen, schwärmen, genießen — wir geben uns ganz dem süßen Gefühle des Glaubens und Bewunderns hin, wir drängen den frostigen, analysirenden Verstand gewaltsam zurück. Thäten wir's nicht, so hätte aller Hoch-Genuß ein Ende. — Die Frauen haben ihren schönsten Reiz für denjenigen verloren, für welchen sie nicht mehr ein Buch mit sieben Siegeln, ein geheimnißvoller Mythus sind. Und können wir's ihnen verargen, wenn sie denjenigen verabscheuen, welcher sie ihres höchsten Reizes entkleidet?"

„O, jetzt begreif' ich" — rief ich ein wenig gereizt, — „warum Göthe dem Faust einen Liebestrank brauen und den Mephistopheles sagen läßt:

„Mit diesem Trank im Leibe,
sieht er jetzt Helenen in jedem Weibe!" —

Der Mann muß, wenn nicht physisch, wenigstens moralisch berauscht sein, wenn er uns achten und lieben soll!"

„Und ist denn nicht jede Liebe ein Rausch?" —

fragte la Vergne, während er mich mit einem Blicke betrachtete, vor welchem ich erröthend die Augen niederschlug.

„Und ein entzückender Rausch, Herr Abbé, meinen Sie nicht?" — bemerkte die Baronin mit einem eisigen Lächeln.

La Vergne begegnete dem Lächeln mit jenem niederschmetternd ironischen Blicke, welcher nur ihm eigen war, und erwiderte: „Ich vermuthe nur, daß er entzückend sei, Frau Baronin; denn mein Kleid hat mich vor derartigen Erfahrungen bewahrt."

„Ah!" — rief die Baronin. Dann sich fassend sagte sie mit ganz unbefangener Miene: Wir haben heut schon mehrere Mal den Faust citirt. Erklären Sie uns ihn doch ein wenig, Herr Abbé, und vor Allem machen Sie uns das Verhältniß des ersten Theiles zum zweiten anschaulich."

„Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt" — fiel der Baron ein — „da hast Du das Verhältniß des ersten Theiles zum zweiten!"

„Zwischen dem ersten und zweiten Theile des Faust" — begann der Abbé lächelnd — „steht dieselbe Scheidewand, welche Göthe's Jugend von seinem Alter trennt. Der greise Dichter hatte das Leben gleichsam erschöpft, bewältigt. Er zog sich in sich selber zurück, er vertiefte

sich in die dem Alter eigenthümliche Allegorie. Seine Lieblingsidee, die Menschheit durch Arbeit zur Tugend zu führen, leitete seine Feder; daneben gaben ihm seine Verhältnisse zur Welt und zu einzelnen ihm feindseligen Personen Stoff zu satyrischen Ausfällen. Und damit schrieb er den zweiten, als Kunstwerk unbedeutenden Theil, während der erste Theil als poetisches Wunderwerk bis heute noch unerreicht geblieben.

Zwar ist auch dieser erste Theil kein eigentliches Drama, wie denn nur die wenigsten Werke unsrer besten Dramatiker diesen Namen verdienen. Gar viele von den Tragödien eines Shakspeare, Schiller, Göthe &c. sind Nichts weiter als Darstellungen einer Sentenz. Aber die moderne Aesthetik verlangt mit Recht, daß im Drama alle Motivirungen unmittelbar in der Handlung enthalten seien, daß sich die Gedanken nur durch Handlungen entwickeln.

Dem Drama muß zwar, sagen wir, ein Gedanke zu Grunde liegen. Allein dieser sogenannte Gedanke ist eigentlich eine Idee, das heißt: das in die Anschauung gefaßte Leben, nicht aber ein Urtheil, welches viel zu dürftig ist, die Fülle des Lebens zu erfassen.

Der Faust ist also kein eigentliches Drama, sondern eine Parabel, ein allegorisches Gemälde. Aber eben als solches erreicht es den Gipfel der modernen Kunst.

Die Lebensgeschichte von tausend aufstrebenden, nach Befriedigung ringenden Menschen mit all' ihrem Schmerz, ihrer Täuschung, ihrer Verirrung wird uns lebendig vor Augen geführt. Wir sehen den höheren, erhabenen Menschen mit seinem energischen Streben nach Wahrheit, welche über dem Zweifel, und nach Genuß, welcher über der Sättigung steht, scheitern, sich den Kopf zerschellen an jener verhängnißvollen Klippe, welche die Grenze des Menschlichen bezeichnet.

Wir gewahren einen individuellen Menschen vor uns, welcher sich bis zur Allheit ausbreiten möchte, und welcher nach schrecklichem, verzweifeltem Kampfe unter der Last seines Entschlusses und Strebens zusammenbrechend die Beschränktheit seiner Einzelnatur erkennt.

Göthe hat Alles abschnittartig durchlebt, wie es reichen Naturen eigen ist.

Daher ist auch sein Faust abschnittartig geschrieben, und zwar so, daß man darin einen durchgehenden Faden, einen sich durch das Ganze hindurchziehenden Grundgedanken vermißt. Aber dieser Grundgedanke ist da, dieser Faden vorhanden; man muß ihn nur in der Handlung, nicht aber in der formellen Anlage des Stückes suchen."

„Aber könnte man die Zeichnung des Teufels im Faust nicht ein wenig zu komisch nennen?" fragte die Baronin.

„Ah, Sie wollen einen anmuthigen Satan, einen schönen, stets ernsthaften, diabolischen Cavalier!“ sagte la Vergne lachend.

„Einen gewissen Abbé zum Beispiel“ — flüsterte die Baronin.

„Nein“, fuhr der Abbé fort — „der echte moderne Künstler darf den Teufel nicht pathetisch, sondern er muß ihn humoristisch darstellen; denn der Böse, welcher dem Bösen trotz seiner Ueberzeugung von dessen Nichtigkeit unabläßig nachjagt, muß durch Humor ersetzen, was ihm an Furchtbarkeit abgeht.“

Hier wurde die Unterhaltung gestört.

Man meldete den Herrn Mirand aus Paris. La Vergne entschuldigte sich mit dringenden Berufsgeschäften. Auch der Baron und seine Gemahlin empfahlen sich bald. Ich ging in meine Zimmer hinauf.

Es war ungefähr eine Stunde seit Mirands Ankunft vergangen. Ich saß gerade an meinem Flügel und sang.

Da trat der Abbé in mein Zimmer.

Er schien jünger und frischer, stolzer und zuversichtlicher als gewöhnlich. Das Gefühl eines Triumphes strahlte aus seinen Augen. Seine Haltung war die eines noch lebenskräftigen, energischen Mannes.

„Störe ich?“ — fragte er, während er mir wieder

jenen Blick zuwarf, der mich bei Tische erröthen machte und die Augen niederzuschlagen zwang.

Es ergriff mich eine unerklärliche Angst, eine unbeschreibliche Bangigkeit. Dennoch blickt' ich ihm ruhig ins Gesicht und entgegnete unbefangen: „Wie könnte ein Besuch meines Oheims und Vormundes mich stören?“

„Diesmal, liebe Marie“ — fuhr er, mich zum Divan führend und sich neben mich setzend, fort — „diesmal erscheine ich vor Dir weder als Oheim noch Vormund. Ich komme als ein Mann zu einem Weibe.“

„O, dann wird unsre Unterhaltung nur um so interessanter werden“, — fiel ich lachend ein — „denn Sie wissen, guter Oheim, daß mir der Geschäftsstyl im Gespräch von jeher zuwider war.“

Im Gesichte la Vergue's war nach diesen Worten nicht die geringste Veränderung zu bemerken. Er nickte unmerklich mit dem Kopfe und sagte dann mit seiner imponirenden Ruhe:

„Höre mich zuvörderst ein wenig an, theure Marie. — Dein Geist hat einen mächtigen Schwung und eine wunderbare Capacität. Alles Große, Schöne und Erhabene reißt Dich fort bis zu einer glühenden Begeisterung; und diese Begeisterung ist um so intensiver, gewaltiger, als Deine Gefühle von Bewußtsein begleitet sind, als Du das Große, das Erhabene begreifst und

durchdringst. — Und Dein Herz ist warm und feurig. Was Du bewunderst, das liebst Du auch, das betest Du an. Jene hervorragenden Geister der Geschichte, der Kunst und der Wissenschaft, deren Thaten und Werke Deine Seele so oft entflammten, entzückten und labten, hast Du in Deiner Phantasie mit strahlenden Kronen geschmückt und dann liebend in Dein Herz eingeschlossen. — Aber jene Geister sind todt; und der Lebendige bedarf der Fülle und des Pulsschlages des Lebens. Man liebt die Todten anders als die Lebenden."

„Und die Jugend anders als das Alter."

Diese Worte entglitten meinen Lippen, ohne daß ich's wollte.

La Vergne zuckte zusammen. Seine Ruhe war mit einem Male dahin. Er wurde von einer fast wilden Hastigkeit ergriffen. Eine qualvolle Angst drückte sich in seinen Zügen aus.

„O!" — rief er in einem Tone, wie ich ihn noch niemals bei ihm gehört — „o schaue hinweg von meinem weißen Haare, womit mich die Zeit wie mit einem Fluche belastet, und betrachte mit den Augen Deines Geistes die Frische und Energie des meinigen und die Jugend und das Feuer meiner Seele! Schaue auf das Ziel meines Lebens — die Befreiung und Aufklärung der

Menschheit — ermiß die entsetzlichen Gefahren, welche mich umgeben, erkenne die Kühnheit, mit welcher ich mitten unter Teufeln einen Tempel Gottes zu bauen suche — und dann sage mir wieder, wenn Du's kannst, daß ich alt sei! — Hättest Du's jemals für möglich gehalten, daß in dem Hirn eines Jesuiten ein echter Jesusgedanke aufblitzen könnte, und daß dieser Mensch, bewacht und umlauert von tausend argwöhnischen Augen, welche ihm mißtrauen, weil sie stupide sind und ihn nicht begreifen — Schritt vor Schritt seinem Ziele, seinem Erlösungswerke unangefochten sich nähern würde?

Noch vor zwei Jahren stand ich allein mit meinen Planen und Bestrebungen; heut zähle ich 24 einflußreiche Gesinnungsgenossen in dem Orden. — Ich werde in diesem Jahre den Grundstein zu meinem Tempel legen, — ich werde einen furchtbar mächtigen Feind der Menschenentwickelung in einen regen, eifrigen und begabten Freund und Beförderer derselben verwandeln! — Ich werde die Jesuiten zu Jüngern Jesu machen!"

Der Abbé war wunderbar schön, während er diese Worte sprach. Eine erhabene Feierlichkeit lag über sein Antlitz gebreitet. Sein Auge funkelte voll stolzer, kühner Majestät. Er glich einem Reformator, welcher furchtlos der Welt die Binde des Vorurtheils von den Augen

genommen und nun erwartet, daß sie sehen und unterscheiden soll.

Er starrte einige Augenblicke sinnend vor sich hin; dann erhob er sich, kreuzte die Arme über der Brust, trat dicht vor mich hin und sagte: „Findest Du jetzt noch, daß ich für die Liebe zu alt sei, Marie?"

„Man kann wohl ein Greis und doch ein großer Mann sein, Herr Abbé!" entgegnete ich zögernd.

La Vergne wurde zornig auf diese Antwort. Das Blut drang ihm nach dem Gesicht. „O!" — rief er — „ein Greis und immer ein Greis. Sind denn Eure Seelen so klein, daß ihnen die Glätte der Haut und die Farbe des Haares allein imponiren? Muß denn durchaus das Blut der Jugend im Körper desjenigen schäumen, der Euer Herz gewinnen soll?

Und du trittst also meine schönsten Hoffnungen herzlos mit Füßen!

Und du zwingst mich also, dir zu sagen, daß ich nicht Willens bin, den Verzweifelnden, den Resignirenden zu spielen, daß ich dich besitzen will, und führte der Weg zu dir über Blut und Verbrechen!"

Ich stand schnell empor, stellte mich ihm kalt und furchtlos gegenüber und versetzte: „Wohlan, großer Reformator, der Sie Ihre Menschenerlösung damit begin-

nen, daß Sie das heiligste Recht des Menschen, seine freie Entschließung verwegen und rücksichtslos antasten, Geständniß gegen Geständniß und Drohung gegen Drohung!

Sie lieben — und ich liebe auch! Sie werden nöthigenfalls sterben für Ihre Liebe — und ich auch! Nur mit dem Unterschiede, daß meine Natur das Verbrechen verabscheut, und daß bei mir der Zweck nicht die Mittel zu heiligen vermag!

La Vergne sank vernichtet auf den Divan, bedeckte das Gesicht mit den Händen und dann sagte er mit von Wuth unterdrückter Stimme: „Also doch ihn! — Und die listige Schlange, die Baronin, hat ihren Zweck erreicht! Sie hat das weibliche Herz richtig beurtheilt; sie hat ihren Plan auf jene zähe Hartnäckigkeit gegründet, vermöge welcher das Weib denjenigen zu lieben beginnt, welchen man verleumdet, welchen man angreift. Sie hat ihn Quäker genannt, damit du ihn Gott nennen sollst! Sie hat ihn der Langweiligkeit beschuldigt, damit du ihn entzückend findest!“

Und er starrte nach diesen Worten in's Leere wie ein Wahnsinniger, welcher Gespenster sieht.

Die Zerknirschung und der bitterliche Schmerz dieses Mannes, dessen gigantische Willens- und Thatkraft mich mehr als einmal mit Bewunderung und Erstaunen

erfüllt hatten, erregten in mir das Gefühl eines schmerzlichen Mitleides.

„Sie irren sich, Oheim,“ — sagte ich theilnehmend — „'s ist nicht d'Aubert, den ich liebe.“

Er sprang empor. Sein Gefühl verklärte sich. Der Adel seiner Seele, welchen der Zorn und die Wuth vorher aus seinen Zügen verdrängt hatten, spiegelte sich jetzt wieder darinnen ab. Er näherte sich mir und begann mit wehmüthigem Lächeln:

„Wir Menschen haben alle unsre bösen Stunden, darinnen der animalische Theil unsrer Natur dem Geist und dem Willen, durch welche er sonst gebändigt wird, unversehens die Zügel entreißt und brausend und tobend dahinstürmt.

Und dann rächt sich diese Natur für die lange Sklaverei, in der wir sie hielten, durch die unbändigsten Ausschweifungen und Ungebundenheiten; dann nehmen unsre hervorbrechenden Leidenschaften eine garstige, für das Auge des nüchternen Beobachters widerwärtige Färbung an.

Du hast mich so eben unter dem Gewichte zweier solcher stürmisch hervorbrechenden Leidenschaften taumeln und von dem Standpunkte eines besonnenen, vernünftigen Mannes herabfallen sehn. Eifersucht und eine gedehmüthigte Eitelkeit haben mich bis zu einem Grade

erhitzt, daß ich darüber den Verstand verloren. Du kennst den Chevalier. Dieser Mensch besitzt dieselbe Kühnheit des Gedankens, des Strebens und des Handelns, als ich sie besitze.

Er glüht für dieselbe Idee, für welche ich glühe. Er verfolgt dieselben Plane und arbeitet an dem nämlichen Werke wie ich. Soll ich dir gestehn, daß ich diesen Menschen abwechselnd liebe und hasse? Daß mich diese wunderbare Verwandtschaft unsrer Seelen bald mit Freude bald mit Schmerz erfüllt? Daß ich ihn zuweilen mit eifersüchtigem Auge betrachte, ihn meine höhere Stellung drückend fühlen lasse, und mich dann wieder schäme, es bereue, daß ich sie ihn fühlen ließ? — Und nun noch der Gedanke, du könntest ihn lieben, Marie! ihn, der schon einmal vermessen zwischen mich und mein Glück getreten!

Begreifst du nun meine Eifersucht?

Und dann hab' ich bis heut stets mitleidig auf jene Menschen herabgeschaut, welche das Wort „Unmöglichkeit" im Munde führten. Bis heut hab' ich Alles für erreichbar gehalten. Und heut mach' ich plötzlich die Entdeckung, daß ich durch ein halbes Jahrhundert in einem lächerlichen Wahne gelebt! Heut giebst du, Kind, dem Greise die Lehre, daß nur das vernünftig Erstrebte mit Sicherheit zu erreichen ist, daß ein „un-

sinniges Beginnen wohl gelingen kann, aber nicht muß! —

Für diese Lection, liebe Marie, sag' ich Dir Dank im Namen meines Silberhaares und meines Gewandes, welches letztere, so lange als ich's trage, verpflichtend für mich sein muß.

Und nun, verzeihst du mir?"

In dem ganzen Wesen la Vergne's lag etwas so Melancholisches, Entsagendes und doch Würdevolles, daß mir die Thränen aus den Augen stürzten.

„Bleiben Sie mir" — rief ich seine dargebotne Hand ergreifend — „bleiben Sie mir der väterliche, liebevolle Freund, der Sie bisher waren!"

Er drückte warm meine Hand, sah mich noch einmal scharf und lange an, und verließ dann nach einer ruhigen Verbeugung mein Gemach.

Es liegt etwas Erhabenes darin, wenn ein Mensch eine gewaltige Leidenschaft durch die ungeheure Macht seines Willens bewältigt.

Der Abbé war mir niemals so groß, so ehrwürdig erschienen, als jetzt.

Einige Stunden nach dieser Scene ward ich zu la Vergne gerufen. Er lag im Bett. Der Schlag hatte ihn gerührt. Die linke Hälfte seines Körpers war vollständig gelähmt. Neben seinem Lager stand der

Chevalier mit kummervoller, fast trostloser Miene. Als ich eintrat, zeigte er mit der Rechten auf den Kranken, und eine Thräne perlte dabei in seinem Auge.

„Heut morgen" — erzählte er mir — „erhielt ich von dem Abbé einen Auftrag, welcher mich bis vor einer Stunde von Innsbruck entfernt hielt. Vor einer Stunde kehrt' ich zurück, um ihm Bericht abzustatten. Er saß in seinem großen Lehnstuhle. Sein Gesicht glühte, sein Auge brannte von einem düsteren Feuer.

Kaum war ich in sein Zimmer getreten, als er sich hastig erhob, auf mich zustürzte, mich umarmte und mich bat, ihm zu verzeihen, daß er mir manchmal Schmerzen bereitet. Dann stürzte er plötzlich zusammen. Ich rief nach seinem Diener; wir entkleideten ihn und brachten ihn zu Bett. Seitdem hat er noch nicht ein Wort gesprochen."

In diesem Augenblicke erschien der Arzt, zu welchem d'Aubert bald nach dem Schlaganfalle geschickt hatte. Er trat zu dem Kranken, betrachtete ihn, fühlte nach seinem Pulse, hielt das Ohr vor seinen Mund, fuhr mit der Hand einige Mal vor seinen Augen hin und her; endlich betastete er ihn, und dann zurücktretend sagte er: „Es ist zu spät!"

„Er ist also nicht mehr zu heilen?" — fragte ich.

„Er ist schon todt!" — antwortete der Arzt. „Vor

ungefähr zehn Minuten hat ihn ein zweiter Schlag getroffen und getödtet." — Und nach diesen Worten empfahl er sich wieder.

Der Chevalier versenkte sich in den großen Lehnsessel des Verstorbenen, hielt die Hände vors Gesicht und trauerte tief.

Mich aber überkam ein so bitterlicher Schmerz, daß ich weinte, wie ich über den Tod meiner Mutter geweint hatte. —

„Und so liegt also das große Werk jetzt ganz auf meinen Schultern!" — begann der Chevalier nach einer Weile wie zu sich selbst redend. — „Ich werde die Wucht Deines Willens und Deiner Allgewalt nicht mehr fühlen, guter Abbé; aber auch nicht mehr die stählerne Festigkeit Deines Geistes zu meiner Stütze haben! Jetzt ist es allein an mir, der Sturm zu sein, welcher die Welle peitscht und gen Himmel schleudert, und der Blitz, der da über die Erde flammt und zündet."

Ich trocknete meine Thränen, warf dem entseelten Körper noch einen letzten Scheideblick zu, nahm Abschied von D'Aubert und ging zurück nach meinem Asyl, von welchem ich mich nun schon so bald wieder trennen sollte.

Ich schrieb an Rudolph, theilte ihm den Tod la Vergne's mit, und bat ihn, daß er mich nach Burgsdorf,

welches er in meinem Namen in Besitz genommen, holen könne.

Nach 14 Tagen kam er schon, und ich reiste mit ihm ab, nachdem ich dem Chevalier schwesterlich die Hand gedrückt und ihm anbefohlen hatte, hin und wieder Etwas von sich hören zu lassen.

In Wien mußt' ich meinem Bruder das Bild von Leonardo zeigen, das mich ehedem so gewaltig berührt hatte. Wir gingen in die Gemäldesammlung, und als wir in den bewußten Saal traten, blieb ich plötzlich, von Staunen und Ueberraschung bewältigt, stehn. Da vor dem theuren, lieben Bilde stand ganz wie vordem der Maler Günther. Als ich ihn begrüßt und meinem Bruder vorgestellt hatte, sagte er, vermuthlich, um seine Anwesenheit in Wien zu erklären: „Ich konnte nimmermehr glauben, daß die so herzigen, so gar gemüthlichen und ein wenig trägen Wiener mit dem guten Kaiser in Hader gerathen sein sollten. Und da reiste ich hierher, um mich mit meinen Augen zu überzeugen."

Es lag etwas kalt Ironisches in seinem Blick, als er dies sagte. Damals mißfiel mir dieser Blick, weil ich ihn nicht verstand. Heute versteh' ich ihn.

Günther begleitete uns bis Breslau. Er ist jedenfalls ein seiner selbst sicherer Mann, in sich beruhigt und befriedigt. Das Ursprüngliche, einfach Hohe seines We-

sens, so ganz erhaben über jede Spiegelfechterei und Effekthascherei, zieht an und imponirt. Als ich ihm la Vergne's Geschichte erzählt hatte, sagte er: „Ich werde ihn malen und, Ihre Erlaubniß vorausgesetzt, Ihnen das Bild zusenden. Sollt' ich ihn nicht gleich treffen, da ich nur nach der Erinnerung malen kann, so will ich von Neuem anfangen, bis ich ihn treffe."

Er hat Wort gehalten. Das Bild des Abbé, welches er mir jüngst selber überbracht hat, — mein Bruder lud ihn damals recht angelegentlich ein, uns in Burgsdorf zu besuchen — ist wunderbar gelungen und schön." —

Hier endeten die Memoiren von Marie Burgsdorf.

Siebentes Kapitel.

Den Kopf auf die linke Hand gestützt, saß Paul Gozzi an seinem Schreibpulte und starrte so recht schwermüthig in einen Brief, welcher vor ihm lag und also lautete:

„Guter Freund! Ich schicke Dir diesen Brief durch einen Getreuen, ohne gleichwohl versichert zu sein, daß er zu Dir gelangen wird.

So weit ist es nun allgemach mit uns gekommen, daß man uns gleich einer Schaar Vagabunden beaufsichtiget, unsre Wohnungen durchsucht und unsre Kleider und Taschen durchstöbert. Man prüft sorgfältig unsre Physiognomien; und wehe, wer den Blick und die Züge eines freien Mannes an sich trägt!

Und das Alles geschieht in dem Lande der Römer, in dem schönen, glorreichen, freien Lande der Römer, unsrer Stammväter!

Du schreibst uns, gleichsam als schmerzstillendes

Heilmittel, die Worte hierher: Bleibet muthig! Die Saiten sind nach gerade bis zu einem Grade straff angespannt, daß sie reißen müssen!

Aber dabei vergißt Du die unglaubliche, fast grenzenlose Zähigkeit und Ausdehnbarkeit dieser Saiten und vergißt auch, daß der Kerker das Grab des Muthes ist.

Alle Wackeren, Muthigen hat man in Fesseln gelegt und unter die Erde in modrige Keller gesperrt. So sind wir Schwachen, Kleinmüthigen stützelos zurückgeblieben und besitzen kaum noch Energie genug, einen Zukunftsgedanken zu denken. — Und, was bei alledem das Entsetzlichste ist, wir verlieren zuletzt den Adel der Seele und die Reinheit unsrer Ehre. Man hat uns in die fürchterliche Alternative versetzt, entweder in unterirdischen Gewölben zu vermodern, oder aber dem Wüthen gegen unser Fleisch und Blut lächelnd zuzuschauen!

Man hat unsre bessern und feineren Gefühle paralysirt. Wir lieben Nichts mehr, schätzen Nichts mehr; wir hassen nur noch!

Wir denken nur noch wenig an die Freiheit, weil unsre Herzen ganz voll von Rachegedanken sind!

O, jetzt versteh' ich die französische Revolution von 1789. Jetzt begreif' ich jenen unmenschlichen, abscheulichen Durst nach Blut und Mord, jene verderbliche,

todtbringende Consequenz der Schreckensmänner, jenen teuflischen, unversöhnlichen Haß, jene fanatische Entweihung alles Guten, Schönen und Heiligen!

Der edelste, großherzigste Mensch wird, wenn er sich Jahre lang zu den Füßen einer grausamen Tyrannei krümmen mußte, wenn er durch Hohn und Unmenschlichkeit bis zum Wahnsinn empört worden, an dem Tage, wo er seine Fesseln zertrümmert und den Fuß auf den Nacken seiner Peiniger setzt, — er wird an diesem Tage vor Allem seine Rache zu sättigen suchen, er wird die bestialische Seite seiner Natur herauskehren!

Wenn aber unser Tag des Sieges und der Rache kommen wird — dann, mein Bruder, fürchte ich, wird Italien eine Blutlache werden, unser Meer wird eine röthliche Farbe annehmen, und unsre milde, göttliche Luft wird, durch den Gestank der verfaulenden Cadaver verderbt, die Pest erzeugen!

So viel über mich, meine Brüder und mein Land.

Was aber Dich betrifft, so freue ich mich, daß sich in den Kelch, darein Du Deine Vaterlandsthränen weinst, bis jetzt keine andern mischen. Doch werde nicht zu sicher Deines Glücks! Traue nicht allzusehr dem Lächeln des Morgens; denn Du hast noch den langen Tag mit seinem Wechsel, seinen Gewittern vor Dir. Und hauptsächlich sei auf Deiner Hut vor den Deutschen!

Denn Du magst mir sagen, was Du willst, — alles Elend kommt uns von ihnen!

Addio!

Dein Freund

Pindemonte."

Paul Gozzi starrte also in diesen Brief. Er konnte sein Auge nicht davon abwenden; und doch las er gar nicht mehr. Aber zuweilen wiederholte er laut die Schlußworte: „Alles Elend kommt uns von ihnen!"

Plötzlich sprang er vom Stuhle empor und schellte. Bald darauf trat ein alter Diener ins Zimmer.

„Giuseppe" — sagte er zu diesem, ohne sich nach ihm umzuwenden — „sieh nach, ob Herr Günther schon angekommen."

„Der Maler befindet sich im großen Saal bei Madame" — antwortete der Greis mit stechendem Blick.

„Es ist gut" — versetzte Gozzi — „Du kannst wieder gehn."

Aber der Alte rührte sich nicht.

„Werden Sie heut in die Oper gehn?" — fragte er, mit den Augen zwinkernd — „Man führt eine von unsern auf, ein herrliches Stück. Ich kenne den Titel nicht; aber ich erinnere mich der Personen. Ein italienischer Fürst zwingt sein Weib, das ihm

untreu geworden, ihrem Liebhaber ein wenig Gift zu reichen."

Paul zuckte zusammen und ward kreideweiß bei diesen Worten seines Dieners. Darauf erwiderte er ruhig: „Vielleicht werd' ich gehn."

„Darf ich für Sie und Madame und vielleicht auch für den Maler Billets besorgen?" fragte der greise Italiener weiter.

„Besorge Billets für mich, für Madame und für Herrn Günther" — gab Gozzi zur Antwort.

Der Alte ging lächelnd hinaus.

Paul aber warf sich ungestüm in einen Sessel, rang verzweifelnd die Hände, schlug sich gegen die Stirn und blickte dann mit jenem dumpfen, trostlosen Schmerze vor sich hin, mit welchem ein Gestrandeter das Meer, welches soeben sein Hab und Gut, seine Zukunft, sein Alles verschlungen, betrachtet.

„Ich soll an den guten Drang einer Zeit glauben," murmelte er, „in welcher das Weib den Gatten, und der Freund seinen Freund betrügt? — Betrügt? — Eigentlich kann man es nicht Betrug nennen, was sich zwanglos und unbefangen vor unsern Augen entwickelt! — Eher vielleicht Hohn, Verachtung!"

Nach diesem Selbstgespräch steckte er den Brief seines Landsmannes zu sich und ging nach dem großen Salon.

Als er eintrat, und zwar sehr leise eintrat, saß Margarethe, sein Weib, am Flügel und begann eben zu singen. Günther, der Maler, stand einige Schritte hinter ihr und lauschte, die Arme über der Brust kreuzend, mit der höchsten Andacht diesen bezaubernden Tönen.

Weder Margarethe noch Max wurden die Ankunft Gozzi's gewahr.

Margarethe aber sang einige Verse, welche der Maler gedichtet und für sie in Musik gesetzt hatte. Sie sang:

„Wenn ichs wagte, Dir zu sagen,
Wie Du schön und herrlich bist;
Wenn ichs wagte, Dich zu fragen,
Ob Dein Leib denn sterblich ist —
Würdest Du mir Antwort geben? —

„Wenn ich Dir ins Auge schaute,
Wie mir's räth das volle Herz;
Wenn ich Dir mein Leid vertraute,
Meinen Kampf und meinen Schmerz —
Würdest Du dann d'rüber lachen? —

„Wenn ich vor Dir knieend spräche:
„„Zwär, Du Zaub'rin, lieb' ich Dich;
Aber, ob mein Herz auch bräche,
Dennoch hofft' ich Nichts für mich!““ —
Würdest Du denn d'rüber zürnen? —

„Doch ich wag' es nicht, zu fragen,
Schau Dir in das Auge nicht;
Werd' nicht knieen, werd' Nichts sagen,
Ob mein Herz auch darum bricht. —
Wirst Du mir dies Schweigen danken?" —

„O, das ist ein allerliebstes Gedicht, Herr Günther!" — rief Margarethe, sich erhebend und gegen den Maler umwendend. Dann ihren Gatten an der Thür wahrnehmend, hüpfte sie zu ihm hin, ergriff ihn am Arm, und ihn fröhlich zum Flügel führend, sagte sie: „Dein Freund, lieber Paul, ist ein dreifacher Künstler, wie es der liebe Angelo war. Die Musik hast Du gehört, und jetzt lies Dir diese reizenden Verse durch."

„Ich hab' auch die Verse gehört," — erwiderte Gozzi mit Zurückhaltung — „und in Deinem Munde klangen sie, sowie die Musik, ganz besonders schön."

Darauf bewillkommte er Günthern, welcher ihm ohne die geringste Befangenheit entgegentrat. — „Seit wann" — redete er ihn an — „seit wann bist Du ein so flammender Lyriker, lieber Max?"

„Ich bin" — entgegnete Jener — „heute Dies, morgen Jenes. Findet sich in meinem Kopfe eine Idee, welche sich malen läßt, so greife ich nach dem Pinsel. Bringt mich der Zufall auf Gedanken, die sich nicht plastisch darstellen lassen, so steig' ich auf den Pegasus.

Und höre ich irgendwo eine schöne Stimme, die mir zum Herzen dringt, so wird mein Herz melodienreich, und ich entlade dasselbe, indem ich die Noten aufsetze."

Inzwischen hatte sich Margarethe den Beiden genähert und sich an den Arm ihres Mannes gehangen.

„Ich habe eine Bitte, eine sehr schöne Bitte an Dich, lieber Mann," — sagte sie, ihn so freundlich anblickend, daß er in diesem Augenblicke all seinen Argwohn vergaß — „Dein Freund hat ein Gedicht aus Wenn und Fragezeichen zusammengeschmiedet. Schreibe Du doch eine Antwort darauf!"

„O, gern, sehr gern!" rief Gozzi mit einer gewissen Hast, ließ sich Feder und Tinte bringen und schrieb.

Nach ungefähr zehn Minuten, während welcher Margarethe auf dem Flügel phantasirte und Günther zuhörte — übergab Gozzi seiner Frau folgende Strophe:

„Wenn Du sprächest, statt zu schweigen —
Weiß ich, ob es besser wär'?
Meine Schwäche Dir zu zeigen —
Weiß ich, ob mir's möglich wär'?
Dennoch ängstigt mich Dein Schweigen!"

Margarethe las diese Verse laut und deutlich vor. Nur bei der letzten Zeile zitterte ihre Stimme ein klein wenig, und ein röthlicher Schimmer leuchtete durch die milchweiße Haut ihrer Wangen. „Sehn Sie" — sagte

sie darauf zu Günthern — „die Strophe meines Mannes ist um Nichts schlechter als die Ihrigen. Und überraschend ist für mich noch der Umstand, daß, wenn ich Ihr Gedicht hätte beantworten müssen, ich es fast in der nämlichen Weise wie Paul beantwortet hätte."

„Es ist dies wieder ein Beweis," — bemerkte der Maler lächelnd — „daß die eheliche Liebe, von welcher man sogar behauptet, sie führe mit der Zeit eine Aehnlichkeit der Gesichtszüge herbei, ohne Zweifel wenigstens eine Uebereinstimmung der Gesinnungs- und Denkungsweise zuwege bringe."

„Und wenn Du nun" — fiel Gozzi ein — „die Allmacht der ehelichen Liebe anerkennst, warum, Du Mensch ohne Consequenz, warum spielst Du dann noch immer die unerquickliche, trübselige Rolle eines Hagestolzes?"

„Du hast Recht, lieber Freund," — entgegnete der Maler mit dem Ausdrucke der Ueberraschung — „ich werde anfangen, über diesen Punkt ernsthafter nachzudenken." — Und während er dies sagte, zog ein finstrer Schatten über sein Gesicht, und sein Blick wurde trübe.

„Ich habe Billets für die heutige Oper bestellt," — begann nach einer Weile Paul Gozzi. — „Man giebt die „Lucretia", und ich liebe diese Oper aus dem Grunde, weil sie den männlichen Charakter unsers Landes so recht

frappant ans Licht stellt. – Du begleitest uns doch, lieber Max?“

„Leider muß ich mir dies Vergnügen für heut versagen, da der kranke Kurt meiner bedarf“ — antwortete Günther.

„Und auch ich werde Dich nicht begleiten, lieber Paul,“ — sagte Margarethe. — „Ich mag diese Oper nicht leiden, wie schön auch die Musik darinnen ist. Dieser eifersüchtige Fürst ist so gar roh, daß mich immer ein Schauder ankommt, wenn er auftritt.“

„Aber dieser Mann weiß sich betrogen und entehrt durch sein Weib!“ — bemerkte Gozzi mit flammendem Blicke.

„Dann mochte er sie tödten, diese Frau,“ — entgegnete Margarethe fest und ernst — „er mochte sie zwingen, das Gift selber zu trinken, aber nicht, ihrem Sohne zu reichen.“

„Aber dieser Sohn war auch ihr Liebhaber, liebes Weib!“ — versetzte Paul, jede Silbe betonend.

„Eben in diesem Umstande liegt das zweite Unschöne des Stücks. Das ist schauderhaft, furchtbar, aber nicht schön, nicht erhaben“ — sagte Margarethe.

„Und doch ist das Schauderhafte sowie das Furchtbare ein Moment des Erhabenen,“ — bemerkte Gozzi — „der Dichter zeigt uns, daß die grenzenlose Ueppigkeit

und Wollust dieses Weibes bis zum Entsetzlichen, zum Unerhörten geführt."

Bis hierher war die Unterhaltung vorgeschritten, als Günther sich plötzlich erhob und beurlaubte.

„Es ist möglich," — sagte er und drückte dabei warm und herzlich die Hand Gozzi's — „es ist möglich, daß ich, wenn Kurt's Gesundheitszustand nur irgend erträglich ist, schon morgen Berlin verlasse. In diesem Falle bitte ich, meinen heutigen Besuch als Abschiedsbesuch anzusehn."

Als er Margarethen die Hand küßte, lächelte er ein wenig gezwungen und sagte: „Paul hat uns also Beide überzeugt: mich, daß ich je eher desto besser heirathen müsse, und Sie, daß die Lucretia auch in Hinsicht des Stoffes eine schöne Oper sei."

Als Günther das Zimmer verlassen, da war es Gozzi, als ob sich eine furchtbare, centnerschwere Last von seinem Herzen hinweggewälzt hätte. Schwer schöpfte er Athem, wie nach Abwendung einer entsetzlichen Gefahr. Darauf sagte er zu Margarethen, welche unbeweglich und sehr sonderbar lächelnd in ihrem Lehnsessel saß:

„Pindemonte hat mir geschrieben, liebes Weib. Der arme Mensch ist betrübt bis in den Tod. Höre, was er schreibt!" — Und er las den Brief von Anfang bis zu Ende vor.

Als er damit zu Ende war und zu Margarethen aufschaute, entdeckte er, daß sie in einer tiefen Ohnmacht lag. Und da legte sich eine noch viel schwerere Last, als früher, auf das geängstete Herz des unglücklichen Mannes. Er rang die Hände und weinte heiße, bittere Thränen. Dann erst sprang er der Bewußtlosen bei und brachte sie wieder zur Besinnung.

Als Margarethe aufwachte aus ihrer Ohnmacht, warf sie zunächst einen trüben und unsichern Blick um sich her. Darnach strich sie traurig lächelnd mit der Hand durch Pauls Haar.

„Wie gut Du doch bist!“ — lispelte sie. Und als hierauf Paul in wahnsinnigem Schmerze aus dem Zimmer stürzte, da schaute sie ihm eine Weile nach und murmelte dann: „Im Schmerze und im Leide denkt doch der Mann immer nur an sich. Daß und wie ein Anderer mit ihm leidet, dafür hat er kein Gefühl mehr, weil sein Herz vom eigenen Schmerze übervoll ist!“

Paul war in sein Zimmer gestürzt und schritt darin, die Hände über der Brust gekreuzt, hastig und ungleichmäßigen Schrittes auf und ab. Es glühte sein Kopf und sein Herz, und sein Blut kochte. Es verging eine geraume Zeit, ehe er um ein Weniges ruhiger wurde. — Als er's nun aber wirklich geworden war, trat Giuseppe, der Kammerdiener, bei ihm ein, überreichte ihm

einen Brief und sagte, seine stechenden Augen duckmäuserisch zu Boden schlagend: „Ich soll diesen Brief da übergeben an Herrn Maler G— G — G— Verzeihung, ich habe den Namen vergessen und weiß die deutschen Buchstaben nicht zu lesen.“

Gozzi zitterte mit der Hand, als er den Brief entgegennahm. Und mit einer Stimme, als verkündete er seine eigne Entehrung, sagte er zu Giuseppe: „Ich werde diesen Brief selber an Ort und Stelle bringen!“

Mit immer noch zitternder Hand öffnete er den Brief, als der Diener hohnlächelnd hinausgegangen war, und las:

„Geehrter Herr! Bevor Sie von uns, vielleicht auf immer, scheiden, gewähren Sie mir noch eine Bitte.

Paul hat mir vor einigen Tagen erzählt, daß Sie ihn ehedem in Italien abgebildet haben, und daß sich das Gemälde annoch in Ihren Händen befindet.

Ich wünschte gar sehr, dies Bild zu besitzen, vor Allem, weil es meinen lieben Paul zum Gegenstande hat, dann aber auch, weil es mich zuweilen an einen treuen Freund meines Gemahls erinnern würde.

Leben Sie recht wohl!

Ihre

ergebene Dienerin

Margarethe Gozzi.“

Als Gozzi diesen Brief durchlesen hatte, schlug er sich vor die Stirn und rief in wilder Verzweiflung: „Und ich habe ihr diesen Schimpf zugefügt, habe sie und mich selber vor diesem Knechte bloßgestellt!“

Achtes Kapitel.

Eines gar sehr schönen Frühlingsmorgens — der Monat Mai ging damals schon seinem Ende zu — treffen wir die Gräfin Marie Burgsdorf in Gesellschaft eines alten Mannes in der bereits grünenden, schattigen Laube ihres Schloßgartens.

Marie war zu dieser Zeit 22 Jahre alt. Ihre Gestalt war edel und so biegsam, wie die Stimme eines guten, tüchtigen Redners.

Ihr reiches, feines, hellblondes Haar, einfach gescheitelt und hinten in einfache Flechten gefesselt, stach recht auffallend gegen ihre fast schwarzen Brauen und Wimpern ab. Ihre Augen waren dunkelblau, so dunkelblau, daß sie manchmal schwarz schienen. Ihr Mund, fein und schön geschnitten, meist leicht gekräuselt, war frisch und roth. Die Stirn hoch und massiv; das Kinn spitz und der Hals schwanenartig und schneeweiß.

Ihr Gesicht verrieth eine ungewöhnliche Willenskraft

und Charakterstärke. Man wäre vielleicht ein wenig davon zurückgestoßen worden, hätte der seelenvolle, sinnige Blick nicht so deutlich ein tiefes und warmes Gefühl ausgesprochen.

Der Greis, welcher ihr gegenübersaß und lustig und beschaulich aus einer Meerschaumpfeife schmauchte, schien ein angehender Siebenziger zu sein. Seine impertinent blonde Perrücke verlieh seinem ohnehin satyrischen, pfiffigen Gesicht den Ausdruck einer köstlichen Schalkhaftigkeit. Hiermit vereinigte er gewöhnlich noch ein schlaues, spitzfindiges Lächeln, so daß, wenn man ihn ansah, man sich zu Scherz und Heiterkeit angeregt fühlte und ein witziges Wort zu hören erwartete.

Dieser Mann war der Doctor Knorrich, ein Mensch, dessen höchster Genuß in Wohlthätigkeit gegen die Armuth und im Tabakrauchen bestand. Er galt in der ganzen Umgegend für einen vorzüglich tüchtigen und hauptsächlich gefühlvollen, menschenfreundlichen Arzt.

Zwei Mal schon hatte man ihm eine bei weitem einträglichere Stellung, als die seinige war, in größeren Kreisstädten angeboten. Beide Mal hatt' er das Anerbieten abgelehnt. Das erste Mal hatte er zur Antwort gegeben: „Er könne sich unmöglich von seiner Familie (seinen Armen, Kranken) trennen"; das andre Mal: „er sei schon zu alt für die großen Städte."

Und so blieb er in F., einem kleinen Marktflecken nahe bei Burgsdorf.

An dem letztgenannten Orte auf dem Schlosse ward er natürlich stets gern gesehn. Besonders Marie hing mit einer fast kindlichen Zuneigung an dem alten Manne.

Marie lebte ziemlich einsam auf dem Sitz ihrer Väter. Ihr Bruder Rudolph verreiste häufig; und die alte Tante, welche ihr zur Gesellschaft oft Monate in Burgsdorf zubrachte, war einerseits ziemlich einsilbig und launenhaft, und andrerseits bekam sie alle Augenblicke einmal ihre Gichtanfälle. Dann schloß sie sich ein in ihr Zimmer und duldete keinen Menschen um sich.

Daher begrüßte Marie die Ankunft des Doctor Knorrich jedesmal mit großer Freude und entschädigte sich durch eine lebhafte und für sie meistentheils recht lehrreiche Unterhaltung mit ihm für die Stunden der Einsamkeit und Verlassenheit.

An jenem Tage nun in der Laube des Schloßgartens war ihre Unterhaltung mit dem Doctor nicht minder laut und würzig als gewöhnlich.

Marie erwiderte eben auf eine seiner Bemerkungen: „Trotz der dicken Wolken, die Sie ausblasen und welche in der Regel ein Zeichen Ihres Zornes sind, kann ich Ihnen nicht Recht geben. Die Art unsrer leiblichen

Nahrungsmittel kann unmöglich einen solch mächtigen Einfluß auf Geist und Charakter ausüben."

Der Alte trommelte lächelnd mit seinen Fingern auf der Bank und entgegnete: „Sage Ihnen, daß der arme Teufel von Proletarier nur darum ein solch nüchternes, charakterloses, muthloses, blödes, kurzum abscheuliches Gesicht uns entgegenreckt, daß er nur darum so erbärmlich sich krümmt, duckmäusert und sich treten läßt ohne zu murren, weil dieser arme Wurm sein Lebelang seinen Bauch nur mit wasserhaltigen Kartoffeln und schlechtem saurem Brote stopft. Seine Gedanken werden zuletzt so dünn wie seine Wassersuppen, und sein Charakter so fade, wie seine Schlüpfermilch!

Haben Sie in der letzten Zeit einmal meinen Kutscher ins Auge gefaßt?" — fragte er dann plötzlich mit einem krähenartigen Zwinkern der Augen.

„Sie meinen Ihren Thomas?" — antwortete Marie. — O, den hab' ich schon mehr als einmal behorcht und bewundert, wenn ich ihn von seinem ersten Rechte des Menschen, dem Rechte zu existiren, seines Gleichen vorpredigen hörte."

Knorrich stellte behutsam die ausgerauchte Pfeife neben sich, brach einen grünen Zweig von der Laube, legte denselben auf sein rechtes, in gelben Nankin gehülltes Bein, und begann: „Sehen Sie, dieser Thomas

ist für mich Repräsentant des ganzen besitzlosen Arbeiterstandes. Vor einem halben Jahre noch war er ein Zänker, Bummler, Trunkenbold, kurz ein Taugenichts. Es war gerade am heiligen Christabende. Thomas hatte den Tag über Holz in meinem Schuppen gehackt, und des Abends hatt' ich ihm erlaubt, weil er ohne Verwandte am Orte war, Theil an dem Festmahle zu nehmen, welches ich meinen Leuten gab. Schmauste da wie die Andern mit unbeschreiblichem Appetite seinen Schinken, sein Backobst und seine Mohnklöschen. Rieb sich nach beendigtem Mahle die Hände, trat an den Ofen und sagte zu den Andern: „Wenn Ihr nicht tausendmal gescheidter und vernünftiger seid, als ich es bin, so müßt Ihr Schöpse oder Esel sein!"

Die Andern lachten und fragten, wie er das meine.

„Je nun" — erwiderte er sinnend — „wenn man die ganze liebe Woche, wie ich, von Kartoffeln, von Schnaps und Brot leben muß und niemals was Gründliches, Anständiges in den Leib kriegt, dann hat man auch keinen Muth, keinen Verstand, kein ordentliches Benehmen. Man tollt duselig in der Welt herum, hat vor Nichts einen Respect, und aus Verzweiflung betrinkt man sich. Ich habe heut seit vier Wochen zum ersten Mal anständig und manierlich gegessen, und da komm' ich mir ordentlich klüger und gesetzter vor als sonst. Und

da denk' ich halt, Ihr, die Ihr alle Tage Eure gehörige Mahlzeit habt, müsset auch im Ganzen immer honnette, vernünftige Menschen sein!"

Nach diesen Worten, welche ich an der Thür mit angehört hatte, trat ich ins Zimmer und fragte den Thomas, ob er mein Kutscher und damit ein honnetter Kerl werden wollte.

„Ob ich will!" rief er mit einer Art liebenswürdiger Begeisterung. „Sehn Sie, Herr Doctor, Sie haben mich heut zum rechtschaffenen Manne umgewandelt, und dafür werd' ich Ihnen ein treuer und ehrlicher Diener sein. Bis heut bin ich, das wissen Sie wohl, nur ein Lump, ein Thunichtgut gewesen."

Seit jenem Tage ist Thomas ein wackerer Bursche geworden. Mit seinem materiellen Wohlbehagen hat auch sein Geist an Capacität zugenommen. Gebe Ihnen mein Wort, daß dieser Mensch jetzt schon eine Art von Charakter, daß er mitunter sehr lobenswerthe Grundsätze hat."

„Und rechnen Sie hierzu noch die Rednergabe Ihres Thomas" — fiel Marie lachend ein — „und sein entwickeltes politisch-sociales Bewußtsein, so haben Sie den würdigen Helden eines modernen Drama's!"

„Lachen Sie nicht!" — entgegnete Knorrich mit einem an ihm ungewöhnlichen Ernste. — „In der That

bietet in der Jetztzeit nur die Armuth, das Proletariat wahrhaft Rührendes, Tragisches, Erhabenes. Die Nabob's, sowie die Leute von Stand und Geburt, gehören für den modernen Künstler, natürlich mit Ausnahmen, in das Gebiet des Komischen."

„Und des Lächerlichen, Verschrobenen" — bemerkte Marie ein wenig gereizt.

„Wenn heut zu Tage ein Mensch vor Noth und Elend stirbt" — fuhr Knorrich fort, ohne auf Mariens Bemerkung Rücksicht zu nehmen — „so ist dieser Fall nicht blos ein gewöhnlicher Unglücksfall, ein blos beklagenswerthes Ereigniß, sondern es ist dies eine historische Anklage der gesammten Menschheit, ein Vorwurf für die ganze Gesellschaft. Denn es ist, meine ich, unsre Aufgabe, unsre Pflicht, keinen Menschen vor Elend umkommen zu lassen.

Der Schlag, welcher den Einzelnen zu Boden streckt, fällt auch auf unser Aller Gewissen mit!"

Marie war durch die letzten Worte des Arztes auch ernst geworden. „Darin haben Sie wohl Recht, bester Herr Doctor," — sagte sie — „wir haben Alle die Verpflichtung, dem Unglücklichen beizustehn; aber —"

„Köstlich, göttlich!" — platzte Knorrich hier plötzlich heraus — „dem Unglücklichen beizustehn! Ihm acht gute Groschen, einige abgelegte Lappen, ein Pfund Brot und

wo möglich noch ein wenig Suppe zu schenken! — Ja das ist die beliebte Manier der Wohlthätigkeit, das ist die saubere Art und Weise, wie wir dem Niedergedrückten noch das letzte Gut, welches er besaß, die Selbstachtung, rauben. Behandeln ihn da als Bettler, verschaffen ihm einige erträgliche Stunden, damit er dann rettungslos wieder in seinen Jammer zurückfalle, immer tiefer sinke und am Ende entweder ein Straßenräuber werde oder erbärmlich zu Grunde gehe!

Ja das ist die praktische, unvergleichlich sociale Heilmethode unsrer Zeit!"

„Sie sind aber heut auch gar zu unverträglich und rechthaberisch!" — rief Marie, dem alten Manne liebevoll in das schlaue Gesicht blickend — „Sie unterbrechen mich mitten in meinen anmuthigsten Perioden, und darauf werfen Sie mir Einseitigkeit des Urtheils vor. Ich weiß wohl recht gut, und zwar weiß ichs durch Sie, daß der Einzelne mit seinen beschränkten Mitteln dem Elende von Millionen, und noch dazu auf die Dauer, nicht abhelfen kann. Jeder Staat, jede Gesellschaft kann sich nur durch sich selber halten und retten. Allgemeinen Uebelständen kann nur durch eine Anstrengung eben der Allgemeinheit abgeholfen werden. Aber vor der Hand will oder kann kein Staat — alle Staatsmänner behaupten das Letztere — ein allgemeines Heilmittel gegen

Hunger und Elend ausfindig machen. Sollen darum wir Wohlhabenderen die Angst- und Nothschreie neben uns kalt und thatlos anhören? Wenn wir nicht Viele, nicht Alle retten können, sollen wir darum die Wenigen, denen wir zu helfen vermögen, erbarmungslos ihrem Verhängnisse unterliegen lassen?"

„Vielleicht sollten wir's!" — brummte Knorrich gedankenvoll — „Lassen wir Aerzte einen Mann, der am Fieber leidet, hungern, völlig aushungern. Würden nur das Fieber füttern, wenn wir ihm nahrhafte Speisen gestatteten. Hätte auch noch einen andern Sinn, wenn wir unsre partielle Wohlthätigkeit unterließen. Blenden durch sie die Augen der Staatsmänner. Hindern sie, das Uebel in seiner häßlichen Blöße zu schauen. Flicken die zerfetzten Kleider der Armuth mit neuen Lappen aus. Nimmt sich aber ein solch' geflicktes Kleid in der Ferne gar nicht so abscheulich aus. Und die Staatsmänner beschauen dergleichen nur aus der Entfernung. Können's dann den Leuten nicht so ganz übel nehmen, wenn sie die Nothwendigkeit schleuniger Reformen in Frage stellen."

Nach diesen Worten pflückte Knorrich einen zweiten Zweig von der Laube, steckte ihn ins Knopfloch seines schwarzen Fracks und sagte: „Muß mich für eine Stunde beurlauben, muß durchaus. Habe drei Kranke am Orte."

Und darnach verbeugte er sich wie ein Ritter vom heiligen Grabe und ging mit seinem prächtigen Lächeln davon.

Als Marie allein war, legte sie das Nähgeräthe neben sich auf die Bank, schaute eine lange Weile schwermüthig in das strotzende Grün der Laube, zog darnach ein kleines Billet aus dem Kästchen neben ihr und las dasselbe.

In dem Billet aber stand geschrieben, ein wenig ungrammatisch und unleserlich geschrieben:

„Gnädigste Gräfin!

In diesem sonderbaren Lande, ich meine in dem deutschen, ist mir Alles wildfremd; und ich weiß nicht, ob ich Ihnen durch meinen Brief nützen oder schaden werde. Aber ich weiß, meinem Herrn werde ich damit nützen, und so schreib' ich.

Durch den Kammerdiener des Herrn Grafen Burgsdorf ist mir im Geheimen vertraut worden — bei welcher Gelegenheit, weiß ich nicht mehr — daß Sie den Herrn Maler, welcher Günther heißt und jetzt hier in Berlin ist, lieben und mit der Zeit wohl seine Gemahlin zu werden gedenken. Herr Maler Günther aber ist nicht so treu wie er sein sollte, denn er singt und spricht alle Tage so zärtlich mit meiner Herrin, daß

man sie für ein Paar halten sollte. Und auch mein Herr hat schon von der Sache Einiges gemerkt und sprüht darob Feuer und Flammen aus seinen Augen; denn er ist, wie ich, ein Italiener.

Um Unglück zu verhüten, theile ich Ihnen dies mit und wünschte, daß Sie herkämen und den ungetreuen Maler von hier wegholten.

Unterthänigst

Ihr

gehorsamer Diener

gen. Giuseppe.

Mein Herr heißt Gozzi und wohnt Bernburger Straße Nr. 43."

Es war das ein gar bitteres, stolzes, drohendes Lächeln, mit welchem Marie vor sich niederschaute, als sie diesen sonderbaren Brief aufs Neue durchlesen und dann wieder in das Kästchen eingeschlossen hatte.

Dieses Lächeln war zugleich so echt weiblich würdevoll, so edel, so ergreifend schmerzvoll, daß ein Künstler wie Max Günther, würde eine Welt darum gegeben haben, dies Lächeln zu schauen.

Würde er es aber haben ergründen, erklären kön-

nen? — Kaum; denn der Mann fühlt in manchen Fällen so ganz anders als ein Weib.

Marie aber sagte bei sich selber: „Ich habe diese Liebe keinem Menschen, nicht einmal meinem Bruder, nicht einmal mir selber eingestanden. Ich habe sie in meinem Busen wie ein tiefsinniges Räthsel, ein unerklärbares Geheimniß getragen. Möge, so dacht' ich, das Räthsel sich einmal von selber auflösen, das Geheimniß von selber enthüllen; ich will darüber nicht grübeln. Vielleicht ist gar der Reiz dieses Dunkels höher anzuschlagen, als der Genuß der Aufklärung. — Und jetzt tönt mir die Lösung dieses Räthsels aus so rohem Munde und in so gemeinem Tone entgegen, daß ich in Zweifel gerathe, ob ich dasselbe als mein Eigenthum anerkennen oder verleugnen soll!"

Und wieder schaute sie vor sich nieder; aber diesmal nicht mehr so bitter und schmerzlich lächelnd. Ihre Gedanken nahmen plötzlich eine andere Richtung.

„Max ist eine Künstlernatur" — sagte sie weiter bei sich selber. — „Diese Margarethe, von welcher mir Rudolph schon Vieles geschrieben, ist ein seltsames, schönes, exceptionelles Wesen. Sie vereinigt in sich die Natur des Südens und die des Nordens. Was Wunder, wenn Günther sich für sie interessirt?"

Also sprach Marie zu sich selber. Aber waren ihre Empfindungen dieser Sprache angemessen?

Kaum; denn während sie also sprach, begannen ihre Augen zu funkeln, einen zornigen Ausdruck anzunehmen, und zwei Thränen, zwei große Thränen traten ihr in die Augen und standen eine Weile wie zwei Diamanten in ihren Augenwinkeln.

Günthers Glück und Liebe schwebten in dieser Stunde offenbar in großer Gefahr. Denn Marie war von Charakter fest wie ein Fels; und hätte sie jetzt einen Entschluß gefaßt, welcher für Max unglücklich ausgefallen wäre, so würde ihm für alle Ewigkeit jede Rückkehr, jede Versöhnung abgeschnitten gewesen sein.

Aber Marie faßte noch keinen Entschluß. Sie trocknete vielmehr plötzlich die beiden Thränen und rief anmuthig lachend: „Welch Kind bin ich doch, daß mich ein so abgeschmackter Brief bis zu Thränen bewegt!" — Und ihr Gesicht nahm einen so muthwillig kecken, spöttischen, heitern Ausdruck an, daß es, nur in anderer Weise, einen ebenso schönen Anblick als vorhin gewährte.

Während die Gräfin Burgsdorf diese Gemüthsbewegungen durchlebte, stand ein großer, blasser, aber schöner Mann in der Nähe der Laube und betrachtete sie, Anbetung und glühende Liebe in seinem Blicke, ohne das Auge nur eine Sekunde von ihr abzuwenden. Dieser

Mann in seiner Unbeweglichkeit, mit seinen schwarzen Feueraugen und seiner stolzen, geistvollen Stirn, in seiner würdevollen, ehrfurchtgebietenden Haltung, glich einem Griechengotte, welcher eben eine Nymphe belauscht.

Als Marie ihre Thränen aus den Augen hinweggewischt hatte und so bezaubernd muthwillig lächelte, trat dieser Mann plötzlich in die Laube und grüßte sie.

„Herr d'Aubert!“ — rief Marie.

„Verzeihen Sie“, — begann der Chevalier mit seiner so herrlich klingenden Stimme — „verzeihen Sie, daß ich Sie Ihrer Einsamkeit so plötzlich und willkürlich entreiße. Geschäftsangelegenheiten führten mich nach L., und dort erinnerte ich mich der so freundlichen Einladung Ihres Herrn Bruders. Ich kam hierher, und im Schlosse sagte man mir, daß der Graf verreist sei, daß ich aber Sie hier im Garten treffen würde.“

„Seien Sie uns willkommen!“ — versetzte Marie freundlich. — „Mein Bruder kehrt heut noch hierher zurück, und bis er kommt, betrachten Sie sich als meinen Gast.“

d'Aubert setzte sich dem jungen Mädchen wie ein eifriger Schüler seinem geliebten Lehrer und Herrn gegenüber. Sein Wesen hatte etwas so Bescheidenes, Demüthiges und Andächtiges an sich, daß selbst Marie darauf aufmerksam wurde. — Diese unbeugsame, stolze,

kühne, fast vermessene Natur, welche, dem Himmel seine Sterne zu rauben, Entschlossenheit genug besessen hätte, beugte sich gern und unterwürfig vor einem jungen Mädchen von so einfacher, wenn auch edler Natürlichkeit.

„Sie haben, wie mir Rudolph erzählt hat, große Reisen gemacht, seit wir uns nicht mehr gesehn?“ — sagte Marie.

„Ich bin allerdings in dieser Zeit ein gut Stück in die Welt hinausgekommen. Ich habe halb Europa und wohl den vierten Theil der vereinigten Staaten von Nordamerika durchreist“ — antwortete d'Aubert.

„Wie doch die Männer Zeit und Raum so hastig durcheilen, während wir Frauen in beiden nur immer schrittweise vorwärts kommen!“ — rief Marie gedankenvoll, — „ob denn dies Alles auch wirklich so sein muß und bleiben wird?“

„Ich glaube wohl“ — versetzte der Chevalier — „denn die Frauen durchleben trotz ihrer Eingezogenheit viel mehr, als wir Männer, darum, weil sie mehr fühlen. Und Fühlen ist Leben!“

Beide schwiegen hier eine Weile nachsinnend. — Marie dachte darüber nach, wie sich das Wesen dieses Mannes seit zwei Jahren äußerlich umgewandelt hatte. Das dumpfe Brüten, die finstere Verschlossenheit, wozu ihn des Abbé Uebergewicht niedergedrückt hatte, waren

nun gänzlich verschwunden. Frei und kühn trat jetzt die Ursprünglichkeit seiner Natur an ihm hervor.

d'Aubert seinerseits dachte — an Marie und an sich und an seine Plane. Aber was er auch von sich und seinen Planen dachte, dachte er doch wieder nur in Beziehung auf sie.

„Und was bringen Sie uns Neues mit aus dieser großen Welt?" — fragte endlich Marie.

„Ach, diese Welt, diese europäische Welt, meine ich", — rief mit bitterem Lächeln der Chevalier — „ist müde und matt bis zum Sterben. Sie fürchtet, sie vermeidet, sie flieht Alles, was an- oder aufregen, was sie aus der Ruhe der Erschlaffung ziehen könnte; während in Amerika die kühnen Anstrengungen des so regsamen Volkes täglich glorreicher gekrönt werden. Denn dieses Volk fühlt es, weiß es, daß es einst noch so mächtig und groß und gewaltig werden wird als die Natur, welche es umgiebt!"

„Auch ich glaube und hoffe das!" — fiel Marie ein, und ihr Auge leuchtete und glänzte gar herrlich, ihre Züge drückten eine kecke Zuversicht aus. — „Und einst wird Amerika mit kühner, fester Hand in das Rad der Weltgeschichte greifen, und dann werden Wunder geschehn, erstaunliche und segensreiche Wunder!"

Und wie sie das sagte, blickte sie so schön, so selig,

so ordentlich verklärt vor sich hin wie ein Engel, welcher den Menschen die Erlösung verkündigt hat.

„Und Ihre Plane, Ihre Bestrebungen, Herr d'Aubert?" — fragte sie darauf.

Diese Frage aus Marie's Munde wirkte auf den Chevalier wie ein elektrischer Strahl.

„O!" — rief er mit männlich gemessener Begeisterung — „ich hoffe, und werde hoffen, so lange ich athmen werde! Die Schaar meiner Gesinnungsgenossen vermehrt sich von Tage zu Tage. Wir arbeiten unermüdlich — und wir werden endlich, und wär's auch erst nach Jahren, zum Ziele gelangen!"

In diesem Augenblicke traten der Graf Burgsdorf, an seinem Arme Kurt v. Staufen, und neben ihnen Doctor Knorrich in die Laube. — Es erfolgte eine lange Reihe von Vorstellungen und Bewillkommnungen, welche, da sie alle herzlich und ehrlich gemeint waren, nicht jenes Steife, Langweilige an sich trugen, welches sonst bei dergleichen in der Regel so sehr ermüdet und mitunter gar abgeschmackt erscheint.

Was Kurt betrifft, so stellte ihn Rudolph seiner Schwester mit den Worten vor:

„Ich bringe Dir da einen kranken Freund von mir, welcher gesunder Luft und freundlicher Menschen zu seiner Genesung bedarf."

Marie heftete einen kurzen Blick auf den Freund ihres Bruders, und gleich nach diesem Blicke fühlte sie schon eine lebhafte Theilnahme für denselben, jene Theilnahme, welche uns wahres Unglück immer einflößt.

Uebrigens war auch Kurt eine höchst interessante Persönlichkeit. Von mittler Gestalt, zart, fast so zart wie ein Mädchen gebaut, machte er allerdings den Eindruck der Schwächlichkeit. Dagegen aber gaben ihm das glänzende schwarze lange Haar, die breite geistreiche Stirn, die schwarzen flammenden Augen, die edle Adlernase und der dichte schöne Bart wieder ein männlich edles Ansehn.

Beim ersten Anblick erschien sein Gesicht ein wenig wild; bei längerem Anschaun gewann es den Ausdruck einer schönen Schwärmerei.

Seine Kleidung war ganz schwarz, zwar nicht völlig modern, aber immerhin anständig, gefällig und einfach.

„Und unsern Künstler, den gewaltigen Maler, wo haben Sie den gelassen?" wandte sich Knorrich an Kurt.

„O, der berauscht sich noch an den Kunstschätzen Berlins!" — fiel Rudolph etwas hastig ein und suchte dabei den Blick seiner Schwester zu vermeiden.

„Und dieser sein Rausch ist ein gar böser Rausch!" — fügte Kurt träumerisch hinzu.

Gleichwie die im Nebel und in feuchten Dünsten

begrabene Sonne, verloren die Augen von Marie nach diesen Worten ihren heitern Glanz. Die frischen Farben, dem Schmelz der Granate ähnlich, verloren sich von ihren Wangen. Sie seufzte leise.

In jenem Augenblicke sah man durch den Gartengang einen Mann herankommen. Es war der Bote, welcher die Woche zweimal die angekommenen Briefe aus F. herüberholte. Rudolph sprang hastig von seinem Stuhl, ging ihm entgegen und nahm einen Brief in Empfang, welchen er auf derselben Stelle, wo er stand, durchlas und dann noch ein zweites Mal durchlas.

Neuntes Kapitel.

Den 29. Mai 1850.

„Mein Herz!

Du hast mir gestattet, Dir zu schreiben, und so schreib' ich. — Ich sehe Dich vor mir sitzen, dort auf dem Stuhle am Fenster. Du schaust mich an, schweigend und lächelnd. Und ich betrachte Dich selig und von Wonne durchschauert, aber wie Du, lautlos. Denn was sollten wir sprechen, was einander sagen? Unsre Seelen durchklingt eine süße, bezaubernde Melodie. Wir horchen auf die Töne, lassen uns willig von ihnen berauschen und genießen die Stunden in entzücktem Schweigen.

Ja, ich sehe Dich trotz der weiten Entfernung lebendig vor mir. Ich schaue in Deine orientalischen, unvergleichlichen Augen, daraus die Gluth des Südens blitzt; ich betrachte die Pracht und die Herrlichkeit Deines Haares, so schwarz wie Ebenholz; Deine bräunlichrothen Wangen, die freie, edle Stirn und den feinen

gekräuselten Mund; — ich bin versucht, Dich anzureden, so deutlich seh' ich Dich!

Gott ist nur darum allgegenwärtig, weil er die Liebe ist; und nur durch die Liebe gelangt man zu Gott! —

Unsre kalte, frostige Zeit des Atheismus, welche dieser allwärmende Gott noch nicht zu durchdringen vermocht hat; diese Zeit, welche gewisse Potenzen unsrer besten und lautersten Gefühle mit „Schwärmerei" oder „Ueberspanntheit" bezeichnet, hat mich bei allem Interesse, welches sie sonst bei mir erweckt, in dieser Beziehung abgestoßen. Aller Fortschritt, welcher die Herzen der Menschen nicht erweitert, sie einander näher rückt und inniger und brüderlicher verbindet, ist weiter Nichts als eine schöne Arabeske, welche man kaum vermissen würde, wenn sie nicht da wäre.

Eine Zeit kann so ernst sein, daß sie theilnahmlos über allen romantischen Spuk hinwegblickt; vor echtem, tiefem Gefühl aber wird sie dann um so größeren Respekt haben.

Ich habe Freunde, die mir meine grenzenlose Liebe zu Dir wie ein Verbrechen vorwerfen, weil, wie sie sagen, die ganze große Gegenwart an unser Herz appellire, weil wir jetzt gerade die Einzelempfindung in der allgemeinen Empfindung müssen aufgehen lassen, weil uns die

tragische Ernsthaftigkeit der Rolle, welche uns die Jetztzeit zuertheilt, keine Liebhaberrollen gestatte.

Sie haben Recht in Bezug auf die Zeit und ihre Anforderungen; aber sie überschätzen meine Kräfte, lassen die Mangelhaftigkeit meiner Individualität außer Acht, und vergessen vielleicht, daß der Heroismus eine That, eine Eingebung, ein Werk des Augenblicks ist.

Es wäre gar nicht unmöglich, Pauline, daß am Tage einer Entscheidung auch mich die Gluth der Vaterlandsliebe der Art durchdringe, daß meine Gefühle für Dich nur eine kleine Flamme in dem großen Brande bilden würden, welcher mein Herz dann durchlodern müßte. Würde Deine Seele denn groß genug sein, diese meine moralische Erhöhung ohne flache Eifersucht mit anzusehn, und würdest Du Dich mit mir zu der höchsten allgemeinen Idee begeistern können?

Ich hoffe und glaube es. Denn selbst der Egoismus einer echten Liebe ist ein erhabener. Du würdest mich lieber männlich und ehrenhaft fallen, als weibisch und feig Dir in die Arme sinken sehn.

Mit meiner Genesung geht es langsam. Mein Freund Rudolph sowie seine Schwester Marie sind voll zarter Aufmerksamkeiten gegen den langweiligen Kranken.

Mein Vater hat mir einen sehr gnädigen Brief nach Burgsdorf geschickt. „Ich bin unendlich charmirt,

mein lieber Kurt", — so schreibt er unter Anderm — „daß Du Dich unter Leuten, wie Graf Burgsdorf und seine Schwester sind, so wohl fühlst. Beides sind Menschen, denen man von allen Seiten nur mit Respekt und Anerkennung sich naht, deren äußeres Auftreten fast eben so als ihre geistige Durchbildung imponirt, und welche sich in der jüngsten Zeit der Wirren und Anarchie mit echtem adligen Stolze unbescholten und unbeirrt über den Parteien zu halten verstanden haben, trotz dessen, daß sie allgemein im Rufe einer entschiedenen Liberalität stehen."

Wenn ich bedenke, daß der gute Rudolph bisher nicht gerade zu den Günstlingen meines gnädigen Vaters gehörte, so kann ich beim besten Willen nicht umhin, die Aufrichtigkeit seines jetzigen Urtheils ein wenig zu beargwöhnen.

„Argwohn gegen den Vater!" — wirst Du mir schmollend und in Gedanken zurufen. — Und doch hast Du selber einen Augenblick durchlebt, wo Du an Deinem eignen Vater, dem besten, dem herrlichsten aller Menschen, zu zweifeln Dich unterfingest!

Lebe wohl, Pauline, lebe wohl! Mein Leben wurzelt in Deiner Liebe!

Dein

treuer Kurt."

Mit diesem Briefe auf dem Schooße saß Pauline gar sehr nachdenklich und fast traurig in ihrem Zimmer. Und das Schlimmste bei der Sache war, daß sie eigentlich nicht recht wußte, weshalb sie nachdenklich und fast traurig war.

Aber der Mensch, und besonders das Weib, weiß sich schon bald einen Grund zu irgend welchem unklaren Gefühle zu finden. Auch Paulinen gelang dieses leicht und bald.

„Was ist denn aus Kurt, jenem stürmischen, glühenden Menschen geworden, dessen Leidenschaftlichkeit oft so hell aufloderte, daß ich mich vor der Wuth dieser Flamme fürchten mußte? Hätte die Krankheit das zuckende, sprudelnde Leben dieses Mannes so schrecklich abgemattet, daß seine flammenden Betheurungen von ehedem sich jetzt nur noch als ängstliche Seufzer äußerten?"

Also dachte Pauline bei sich und darauf schritt das orientalisch schöne Mädchen in reizender Bewegung in dem kleinen Gemache auf und ab.

„Und warum läßt mich sein Brief so kalt, so gleichgültig?" — fragte sie sich plötzlich und beinahe ängstlich — „sollte, sollte — ich ihn nicht mehr so lieben als ehedem?" — Und das arme Kind weinte fast bei dieser Frage.

Wieder spazierte sie eine Weile im Zimmer herum,

dann mit einem Male warf sie sich mit grollender Miene auf das Sopha, verbarg ihr Haupt in den Händen und sagte so recht herzzerreißend trübselig: „Es kann nicht sein!"

„Und wenn es dennoch wäre?" — fragte die klangreiche Stimme eines jungen, eigenthümlich schönen Mannes, welcher soeben ins Zimmer getreten war.

Pauline wandte den Kopf nach dem Eindringling und rief ein wenig verwirrt und erbleichend: „Ah! Sie sind es, Arthur!"

Arthur Krüger war der Vetter von Paulinen.

Aus seinem Gesicht konnte man den Wunsch herauslesen, die Welt ein wenig aus den Angeln zu heben. Wie mit großen, in die Augen springenden Buchstaben stand auf seiner Stirn geschrieben: Ich habe nicht die geringste Achtung vor etwas Daseiendem, wofern mir dasselbe sein Recht zu sein nicht sofort und unwiderlegbar nachzuweisen vermag.

In seinen grauen Augen glitzerte und tänzelte ewig ein Flämmchen, gleich denen eines langsam verlöschenden Kaminfeuers. Dabei war er ein ruhiger, kalter Beobachter. Er zersetzte Alles, analysirte Alles, und trat an die Schmerzens- und Freudenschreie seiner Brüder stets bewegungslos, ohne Rührung oder Theilnahme, aber mit scharfem, forschendem Auge heran und bereicherte — seine Erfahrung, sein Wissen.

Pauline fürchtete diesen Menschen mit seinem unbeugsamen Verstande und seiner starren, gefühllosen Gleichgültigkeit. Sie haßte ihn fast, weil er die für sie ehrwürdigsten und erhabensten Gefühle und Ideen durch seine beißende Kritik in den Staub zog, jede Begeisterung an den Pranger stellte, und alles Edle und Große negirte.

Dies Wenige erklärt ihren Ausruf und ihren plötzlichen und schnellen Farbenwechsel.

„Ah, Sie sind es, Arthur!" — hatte sie gerufen; und Arthur erwiderte mit einem, wenn auch nur angedeuteten Lächeln: „Ich bedaure, daß ich in diesem Augenblicke nicht ein Andrer bin, blos um Ihnen versichern zu können, daß es in dieser Welt nichts Unmögliches giebt." —

Pauline beugte ein wenig das Haupt, wie ein Mensch, welcher im Begriff steht, durch ein Dickicht zu dringen, und sagte dann hastig: „Arthur, Sie müssen Ihre Jugend sehr früh verloren haben!"

„Ich habe niemals Etwas verloren, was des Behaltens würdig gewesen wäre" — entgegnete Jener kaltblütig. — „Die sogenannte schöne, herrliche Jugend ist Nichts als ein Traum, dessen man sich erst bewußt wird nach dem Aufwachen. Die sorgenlose, bewußtlose und demnach leere Jugendlust ist ein Gefühl, das man ab-

streifen muß beim ersten klaren Denken, gleichwie man ein luftiges Ballkleid als werthlos in den Schrank hängt, wenn der Morgen nach dem Balle gekommen.

Die wahre, echte Jugend beginnt mit dem Erkennen und Erfassen der Dinge, welche um uns sind. Das ist die Zeit des wahren und bewußten Genusses, die Zeit, in welcher wir kühn und bis zum Rausche aus einem unerschöpflichen, erquickenden Lebensborne schöpfen, die Zeit der glücklichen, herrlichen Jugend."

„O, das Glück ist, dem Himmel sei Dank, so sehr verschieden!" — rief Pauline; und durch diesen Ausruf klang fast ein Seufzer hindurch.

„Ja wohl, bis ins Unendliche verschieden!" — versetzte Arthur, seine Augen in die von Paulinen bohrend. — „Der Demagog, welcher sich vorsichtig in die herrschende Volksfarbe kleidet, fühlt sich glücklich, wenn man ihn dafür nimmt, wofür er sich ausgiebt; wenn's ihm gelingt, seine hochfahrenden, ehrgeizigen Plane unter der Maske eines bis zur Aufopferung geläuterten Patriotismus zu verstecken. Der Legitime" —

„Sagen Sie doch, Arthur," — unterbrach ihn Pauline — „glauben Sie denn gar nicht an eine glühende Vaterlandsliebe, an eine begeisterte Liebe zur Freiheit und an eine Liebe zwischen zwei einander bis zum Tode ergebenen Herzen?"

„Die Empfindungen und Gefühle der meisten Menschen sind so beschaffen," — erwiderte Arthur — „daß sie sich, um nicht vor Stumpfheit und Narrheit zu sterben, hin und wieder ein wenig berauschen müssen. Solche trunkene Gefühle, auf einen bestimmten Punkt oder Gegenstand fixirt, nennen wir Leidenschaft: und dazu gehören der Patriotismus und die Liebe zur Freiheit und zum andern Geschlecht. — Ein denkender und stolzer Kopf wird sich den beiden ersten Leidenschaften nur selten ergeben, weil er dieselben nie ganz zu befriedigen, demnach nie wieder ganz zu ersticken, zu beherrschen vermag. Die Liebe zum Weibe aber läßt sich sättigen und dadurch abtödten. Die Trunkenheit der Liebe dauert nicht fort, wenn wir ernstlich wollen, sondern macht hin und wieder einer angemessenen Nüchternheit Platz. Daher wird auch der vernünftigste, nüchternste Mensch sich dieser Art von Liebe ergeben, sich ihr ganz ergeben, sobald er auf einen Gegenstand stößt, welcher dieselbe erregt.

Dagegen was liegt mir daran, ob mir Frankreich oder Deutschland meine Genüsse liefern, ob Nord oder Süd die Laufbahn meines Strebens sei? Unterscheidet sich nicht der Mensch von dem Thier gerade durch seine klimatische und örtliche Uneingeschränktheit? Und findet man nicht überall eine Gesellschaft voll Mängel und Albernheiten?

Und was kann mir denn Freiheit bedeuten, jenes verknöcherte Phantom, dem man seit Jahrtausenden nachjagt, ohne daß man es je erhaschte oder nur zu Gesicht bekam? — Denn in der That, wenn Sie die Freiheit beschreiben sollten, würden Sie ihre Haltung, ihren Gang, ihre Züge, d. h. ihr wahres, wirkliches Wesen, veranschaulichen können? Giebt es denn überhaupt und irgendwo ein echt freies Land?

Unsre Philosophen sagen uns wohl, der Mensch, welcher sich der Gesellschaft wegen selber beschränkt, bleibt immerhin frei während dieses freien Aktes. Aber dann könnte man auch unter dem Kaiser von China frei sein.

Sie sehen, Pauline, derlei Betrachtungen haben mir es unmöglich gemacht, patriotisch und republikanisch zu werden. Was jedoch die Liebe zum Weibe betrifft —"

Pauline versuchte es hier, einen Blick auf Arthur zu werfen. Aber ihre Augen prallten zurück vor der Flamme, welche in den seinigen loderte.

„Was die Liebe zum Weibe betrifft" — fuhr er mit lauterer Stimme fort, „so bin ich fähig, sie zu fühlen."

„Sie, Arthur?" fragte Pauline in fast beleidigend ironischem Tone.

„Ich, Arthur Krüger," — versetzte er hochmüthig lächelnd — „und um Sie aus jedem Zweifel zu reißen,

wage ich, Ihnen zu vertrauen, daß Sie, ja Sie selber, der Gegenstand meiner Liebe sind. Sie erschrecken, werden unwillig über dies Bekenntniß, Sie wenden sich empört von mir ab. Und doch verdien' ich das nicht, und doch raubt es mir noch nicht alle Hoffnung. Ich habe schon einmal geliebt und, glauben Sie mir, bin leidenschaftlich und wörtlich bis zum Tode wiedergeliebt worden; und doch ist man auch damals bei meinem ersten Bekenntnisse zusammengefahren, ja man hat mich sogar verlacht! — Wenn jener feine weibliche Stolz, womit Euch Weiber die Natur wie mit einem starken schützenden Schilde bewaffnet, Sie nicht abhielte, mir auf meine vermessenen Worte zu antworten, so würden Sie mir einwenden: „Aber ich liebe ja schon einen Andern!" — — Zugegeben, so hindert Sie dies nicht, mich später zu lieben! — Sehn Sie, Pauline, Kurt ist mit all' seiner Schwärmerei und rechtschaffenen Begeisterung nicht der Mann, welcher auf die Dauer Ihr Herz erfüllen könnte. Er ist schwächlich wie ein Kind, abhängig und lenksam wie ein Küchlein, und spröde und zerbrechlich wie Glas. Gleich einem zarten, exotischen Gewächs bedarf er stets des sorglich wachsamen Auges eines Gärtners. Meinen Sie, daß diese Rolle eines Wärters, eines Pflegers Ihre aufstrebende Seele unveränderlich angenehm beschäftigen werde?"

Arthur schwieg. Und Pauline rief mit beinahe wildem Lachen: „Fahren Sie fort, Arthur, ich höre!“

„So wie es Seelen giebt, welche man durch freundliches Entgegenkommen gewinnt,“ — begann Arthur in der That aufs Neue — „ebenso giebt es andere, deren man sich durch eine Art Abstoßen, Zurückschrecken bemächtigt. Eine Verbindung zweier Seelen der ersten Art wird nichts Bedeutsames, Interessantes, Großes bieten, weil diese Seelen einander sehr ähnlich sind, sich nicht ergänzen. Eine Verbindung von der zweiten Art hingegen wird ein durch Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit überraschendes, wunderbares Ganze zuwege bringen. Denken Sie sich zum Exempel Ihre tiefe Begeisterung für alles sogenannte Große und Erhabene neben meiner nüchternen Weltanschauung und kalten Gleichgültigkeit, Ihr kühnes, volles Vertrauen neben meiner vorsichtigen Zurückhaltung, Ihr glühendes, niemals wankendes Glauben neben meinem trocknen, veränderlichen Wissen. Ist dies da nicht eine originelle, köstliche Zusammenstellung? Während Ihr Herz, neben das von Kurt hingestellt, eben Nichts weiter als die Verbindung zweier Kinderherzen darstellen würde! — Nein, theure Pauline, Sie sind nicht geschaffen, um in den Armen eines wohl guten und ehrlichen, aber krankhaften und unbeholfenen Wesens langsam zu verkümmern. Sie bedürfen eines Mannes

mit stählerner Brust, an welche Sie sich stolz und zutraulich anschmiegen, eines Mannes mit gewandtem, kühnem Kopf, aus dessen Energie Sie Lebensgenuß und Hoffnung schöpfen können!

Sie sprachen vorhin von Freiheit und deuteten an, daß ein Ehrenmann seine Kraft und Fähigkeiten an die Entwickelung und Erhöhung derselben wenden müsse.

Aber wie möchte ein denkender Mensch das ungeheure Kapital seiner Fähigkeiten an ein Utopien oder an Chimären verschwenden? Denn, antworten Sie doch, können Sie eine Revolution eines Volkes anführen, welche die Freiheit heraufgebracht hätte? — Und doch hat man so oft revolutionirt und angeblich immer für die Freiheit! — Worin liegt die Ursache? — Einfach und trotz aller philosophischen Deductionen in der Unfähigkeit der Völker!

Ein freier Staat setzt eine Betheiligung aller Staatsangehörigen an der Staatsregierung voraus, wie das in Amerika wirklich der Fall ist, weil es dort keine Volksschichten giebt. Eine Volksvertretung verbürgt noch lange nicht die Ausführung des Volkswillens. Das Volk müßte zuerst einen vernünftigen Willen haben, und zweitens darauf dringen, daß die Vertreter diesem Willen gemäß beschlössen und handelten.

Wo sollen aber die unteren Schichten einer Nation

diesen vernünftigen Willen und die Fähigkeit einer Controlle ihrer Vertreter hernehmen? Die Verschiedenheit ihrer Bildung und Denkweise ist unermeßlich, die Kluft unausfüllbar. Denn in dem Grade, als die ungebildetern Klassen in der Bildung vorschreiten, dringen auch die aufgeklärteren immer weiter, der Art, daß eine heilsame Annäherung beinahe undenkbar ist. Ein freier Staat kann sich also nicht auf die Dauer halten. — Aber auch kein absoluter, despotischer. Denn in dem letzteren entsteht sogleich der Kampf der Bedrückten gegen die Bedrücker und das Privilegium.

Was ist denn nun dauernd und haltbar in den Staaten? Welchen Platz muß ein Mann einnehmen, welcher über den Parteien stehend und sie beherrschend niemals dem Sturze der einen oder dem Joche der andern ausgesetzt sein will?

Der Mann muß mitten zwischen den Parteien stehn, beobachtend, Alles benützend, bald als Rathgeber der einen, bald als Orakel der andern!

Wenn ein Volk schlaff, fühllos und träge ist, so muß er den Beherrscher zu despotischen Maaßregeln stacheln, muß ihn zwischen Furcht und Ehrgeiz stellen, muß ihn durch vorgespiegelte Gefahren und reizende Aussichten bis zum Aeußersten treiben, damit er dem Volke bis aufs Lebendige dringt.

Dann, wenn dieses sich reget, wenn es von Wuth und Haß und Elend geschüttelt wird, muß er diesem Hasse, dieser Wuth ein bestimmtes Ziel geben. Auf diese Weise führt er mit der Zeit einen Kampf herbei, aus welchem er allein als Sieger hervorgeht. Denn, da er beide Parteien beherrscht, beherrscht er ja auch die siegende.

Sehn Sie, Pauline, das ist die Herrschaft der Gegenwart, die unzerstörbare Macht der Intelligenz! — Das ist die einzige Gewalt, welche der Kräfte und Treue eines denkendes Mannes sich würdig macht, die einzige, welche den Sturz der Dynastieen und die Knechtung der Völker überdauert! Sonach finden Sie mich gleichgültig gegen Ihre Freiheit, sowie gegen die Familie einer Regentenlinie, aber treu und anhänglich an die Macht der Intelligenz."

„Oder der Niederträchtigkeit!" — flüsterte Pauline, aber doch so laut, daß Arthur es hörte.

„Es ist die Ehre großer Charaktere, schuldig zu sein!" fuhr dieser stolz lächelnd fort. — „Ich glaube wohl, für's Erste müssen Sie sich unbehaglich und angeschauert fühlen in der Welt, die ich Ihnen geschildert, gerade wie das Kind des Südens in der Frische und Rauhheit des Nordens sich des Frostes und Schauers nicht erwehren kann. Aber gewöhnt sich der Mensch nicht an alle Himmelsstriche und Temperaturen? Und

hat nicht die Luft des Nordens den Vorzug, daß sie nervenstärkend wirkt, während die des Südens wohl erquickt, aber auch schlaff macht?"

Pauline erwiderte kein Wort. Sie saß da kalt und bleich, und starrte auf einen Punkt im Zimmer.

Nach einer kurzen Pause begann Arthur wieder: „Ich werde jetzt auf längere Zeit von Ihnen scheiden, Pauline. Ich verreise, weit, und vielleicht auf lange. Diesem Umstande schreiben Sie es zu, daß ich mich heut so offen und ausführlich gegen Sie ausgesprochen. Leben Sie wohl! Einen Trost nehme ich bei dieser Trennung mit mir, nämlich die Ueberzeugung, daß in diesem Augenblicke bereits Haß und Theilnahme gegen mich in Ihrem Herzen kämpfen. Wenn ich nicht irre, so haben Sie in Ihrer Seele soeben die Frage aufgestellt: „Sollt' ich wohl im Stande sein, diesen Menschen von dem verderblichen Pfade abzuziehn, auf welchem er wandelt?"

Und darauf antworte ich Ihnen heute noch Nichts! Leben Sie wohl!"

Und Arthur ging, wie er gekommen, stolz und ruhig von dannen.

Nachdem Pauline noch einige Minuten schweigend und bewegungslos vor sich hingestarrt hatte, brach sie plötzlich in Thränen aus, rang die Hände und rief:

„O, dieser Mensch, dieser furchtbare Mensch! Ist er denn allwissend, daß er meine verborgensten Gedanken erräth?"

Und da kam der Banquier zu seiner Tochter, trocknete ihre Thränen, ließ sich Alles treulich erzählen, und dann sagte er: „In Zeiten wie die unsrige, wo Nichts ganz geordnet, Nichts ganz fest steht, bildet sich stets in gewissen Köpfen eine Art Elekticismus, ein unmoralisches System der Selbstsucht und des Ehrgeizes. Arthur ist leider ein Anhänger davon. Ich bedaure ihn, kann ihn aber nicht retten. Denn Leute seines Schlages werden entweder nie, oder nur durch die Erfahrung geheilt, dadurch, daß die Consequenz ihrer Denkungsart sie einmal bis zu einem Abgrunde führt. Sein Bekenntniß darf Dich nicht im Geringsten beunruhigen, wenn Du Deines Herzens sicher bist. Er hat Dir imponiren, hat Dich erschrecken und verwirren wollen. Das ist Alles.

Schreibe übrigens Deinem Kurt Nichts von dem Allen. Wozu willst Du ihn reizen und aus seiner Ruhe ziehn? Zudem würdest Du dadurch wahrscheinlich einen Kampf herbeiführen, in welchem Kurt gar leicht unterliegen könnte.

Pauline schmiegte sich innig und zutraulich an den theuern Vater; aber gleichwohl war sie unfähig, eine unergründliche Angst aus ihrem Herzen zu bannen.

Zehntes Kapitel.

Eines Sonntags, Mitte Juli 1850, war ein großer Theil der Bewohner des Dorfes Brogenau, nahe bei L......., im Kretscham versammelt.

Der Bauer Schefer las eben seinen Gevattern einen Brief seines Jungens, des Gottfried, vor, welcher nach Schleswig-Holstein gegangen und als Freiwilliger unter die Jäger getreten war.

Der Brief aber lautete, wie folgt:

Rendsburg, den 8. Juli 1850.

Lieber Vater!

Glück und Segen Euch Allen beisammen! Mir geht dahier Nichts ab; und von dem Schinken, den mir die Mutter mit dem Wilhelm hergeschickt, hab' ich immer noch ein hübsches Stück, weil ich mir's eintheile. — Die Löhnung wird uns immer pünktlich ausgezahlt; denn, wie man so hört, schicken die Leute aus allen Län-

dern Geld für uns her, weil wir, wie sie sagen, Deutschland wieder zu Ehren bringen und die Dänen, welche doch einmal keine Deutschen sind und sein wollen, aus dem Lande vertreiben sollen. Und wir werden's auch thun. Wir haben's jüngst unsrer Zwölf mit einander ernstlich verabredet, und Alle haben „topp!" geschrien und mit den Gläser angestoßen und einander die Hände gedrückt, so daß ein Mordspektakel war.

Liebe Eltern, die Jäger sind alle schmucke Bursche, besonders die Freiwilligen aus der Fremde. Denn was Holsteiner Kinder sind, die fangen schon an, die Köpfe zu hängen. Das sind alles wohlhabender Leute Söhne; und da fehlen ihnen freilich die vollen Fleischschüsseln von zu Hause, und die Strapazen gefallen ihnen nicht. —

Aber die Andern, die Auswärtigen, das sind Blitzkerle. Da ist unter Andern ein Hannoveraner, Brosig heißt er. Der hat einen guten Kopf und ein ungewaschnes Maul. Manchesmal zieht er sogar auf unsern General, den Willisen, tüchtig los. Er traue ihm nicht recht, sagt er. Denn wir wären bei 45,000 Mann stark, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir die Dänen nicht zu Schanden hauen sollten. Man müßte nur ernstlich wollen; aber man wolle halt nicht, und das sei eine abgekartete Sache. Und dergleichen mehr.

Daß Preußen und Dänemark Frieden geschlossen haben, steht gewiß schon in der Zeitung, und da werdet Ihr's wohl wissen. Meine Kameraden foppen mich derohalben manchesmal, aber ich geb's ihnen immer tüchtig wieder. „Ich hab' ja doch nicht Frieden geschlossen!" — sag' ich ihnen, und da lassen sie mich denn auch ungeschoren.

Heute hat auch die Statthalterschaft, welche dahier die Landesregierung vorstellt und noch über Willisen steht, eine Proklamation, wie sie's nennen, erlassen; und darinnen steht, daß sie festhalten will an den Rechten der Herzogthümer. 's wär' auch 'ne Schande, wenn die uns noch im Stich lassen thäte.

Die Tressen hab' ich noch nicht, weil wir uns noch nicht geschlagen haben; und verwundet bin ich auch noch nicht. Die Mutter wird sich recht freuen, wenn sie das hört. —

Aber der Brosig sagt, es werde wohl in Bälde zum Klopfen kommen; denn so ginge das nicht mehr. Wenn wir die Dänen nicht zu Paaren trieben, so wäre ganz Deutschland verunehrt, und das könne nicht sein.

's ist ein Teufelskerl, der Brosig. Er mißt ganze dreizehn Zoll, also noch vier mehr, als ich.

Nun Adjes! Der Marianne schicke ich einen

Schmatz. Das Tüchel, was sie mir geschenkt, trage ich immer noch.

Euer

Gottfried.

Dreimal mußte der Brief vorgelesen werden; denn immer fanden sich andere Gevattern in der Schenkstube ein, und jeder wollte doch wissen, wie's dem Schefer-Gottfried in der Fremde ging, und ob er schon einen Dänen über den Haufen geschossen u. s. w.

Und als sie's nun alle wußten, da fragte ein junger Mann, welcher städtisch gekleidet ging und aufmerksam beim Vorlesen des Briefes zugehört hatte: „Aber sagt doch, Schefer, warum ist Euer Sohn denn eigentlich nach Holstein gegangen?"

Der Schefer runzelte die Stirn, zog die langen buschigen Brauen eng zusammen, schaute dem Frager eine Weile keck ins Gesicht und antwortete: „Der Gottfried hatte so seine Gedanken, junger Herr, und darum ging er."

Darauf kehrt' er dem Städter den Rücken, stützte finster blickend die Ellenbogen auf den Tisch und schwieg.

Aber Heinze, der Kleinbauer, welcher sich gern ein Ansehn gab, rückte nahe an den jungen Mann, begann große Rauchwolken aus der langen Sonntagspfeife zu

ziehn, drückte bedachtsam den aufquellenden Tabak im Pfeifenkopfe mit dem Daumen ein, und dann sagte er leise: „Der Schefer spricht nicht gern von der Sache; denn sie hat ihm manchen blanken Thaler aus dem Säckel gelockt. Der Gottfried war immer ein toller Gesell, und wie wir vor zwei Jahren die „Freiheit" hatten, da ist ihm manch schnelles Wort über die Lippen gegangen, und das hat man ihm später nachgetragen. Zum Glück war er nicht militärpflichtig.

Aber der Städter horchte bereits auf ein anderes Gespräch, welches an einem Nebentische geführt wurde. Man erzählte sich dort, daß vor vierzehn Tagen ein reicher Jude aus Berlin nach Brogenau gekommen. Derselbe hatte eine sehr große Summe Geldes, viele Tausend Thaler, für den gnädigen Herrn (den Gutsbesitzer von Staufen) mit sich gebracht. In der Nähe von Brogenau, im „finstern Winkel", einem verrufenen Theile des nahen großen Waldes, war der „rothköpfige" Jude von fünf Räubern überfallen und eines großen Theils seines Geldes beraubt worden. Der Polizeiverwalter des Ortes war den Räubern auf der Spur und behauptete, es wären dieselben Kerls, welche man schon seit einigen Wochen wegen Wilddieberei verfolgte.

Bei den letzten Worten wurde der junge Mann ordentlich blaß und blickte ängstlich im Zimmer herum,

gerade als ob ihm von irgend einer Seite Gefahr drohe. —

„'s will mir halt immer nicht zu Kopfe gehn, daß wir Raubgesindel im Forste haben sollten," — bemerkte der Häusler und herrschaftliche Holzhauer Tobias, seine kurze Pfeife ausklopfend. — „Von wegen der Wilddieberei, da wollt' ich's wohl eher glauben. Denn man sieht manchesmal Was, wenn man um die Dunkelstunde mit der Hucke auf dem Rücken aus dem Schlage kommt." — Und bei diesen Worten warf er einen verstohlenen Blick nach dem jungen Manne, welcher städtisch gekleidet ging.

Inzwischen war es draußen dunkel geworden, und die Schenkwirthin, eine dralle, flinke junge Frau, zündete eilig die Lichter an, und sprach dabei mit den meisten ihrer Gäste ein schnelles, unterhaltendes Wort.

„Vetter Hanke," — sagte sie zu dem Einen, einem kleinen, dicken Manne, welcher der reichste Bauer des Ortes war — „Ihr werd't müssen heuer 'ne neue Scheune bauen, wenn Ihr nicht die halbe Ernte auf dem Felde lassen wollt."

„Hm!" — schmunzelte der kleine Crösus — „man wird halt sehn, wie man sich einrichten thut" — und damit duckte er sich recht demüthig auf der Bank zusam-

men, als wollte er die Andern nicht durch hochmüthiges Wesen beleidigen oder neidisch machen.

In diesem Augenblicke ward die Thür der Schenkstube weit geöffnet und herein traten, mit der feierlichen Gravität des Berufs, der Polizeiverwalter, der Flurschütz, ein Gerichtsmann, ein Jäger und noch ein ländlich gekleideter Mann.

Der Polizeiverwalter blickte ringsum, dann, mit dem Finger auf den jungen Städter zeigend, fragte er den Jäger und den eben eingetretenen Landmann:

„Ist es dieser?"

„Ja!" — antworteten beide.

„Wie heißen Sie?" — wandte er sich an den mit dem Finger Bezeichneten.

„Heinrich Zimmermann" — erwiderte dieser bleich und zitternd.

„Sie haben seit mehreren Wochen mit noch einigen andern Gesellen auf der Jagdgerechtigkeit des Herrn v. Staufe ngewilddiebt?" — fuhr der Amtmann fort.

Der Angeklagte schwieg.

„Die Andern haben außer Wilddieberei noch das Räuberhandwerk getrieben. Wußten Sie dies? — fragte der Inquirent weiter.

Ein lautes, zuversichtliches „Nein!" war die Antwort. —

Der junge Mann hatte sich respektvoll erhoben, und der Polizeiverwalter sich würdevoll an den Tisch gesetzt. Nachdem der Letztere hierauf langsam Feder, Tinte und Papier vor sich zurechtgelegt, begann er wieder: „Geben Sie uns jetzt mit der höchsten Genauigkeit die Art und Weise an, wie Sie mit den andern Wilddieben zusammengekommen und bekannt geworden.“

Inzwischen flüsterte Heinze seinem Nachbar die Worte zu: „Mich will schier bedünken, daß hier nicht Alles mit der gehörigen Ordnung und Richtigkeit geschieht.“

Und der Nachbar flüsterte zurück: „Die Herren vom Schlosse haben halt wieder Oberwasser, Gevatter, und da steuern sie zu, daß's der Deichsel holt.“

„Vor zwei Jahren“ — fuhr Heinze fort — „da hat der Herr Amtmann mit sammt dem gnädigen Herrn nicht gemuckst; itzunder aber da blasen sie sich wieder uf, daß se schier platzen möchten.“

„Das thut halt wechseln, wie man 'ne Hand 'rumdreht“ — versetzte der Nachbar.

Schefer hatte den Beiden bisher schweigend zugehört. Bei den letzten Worten aber stampfte er heftig mit dem Stocke auf den Boden und brummte grollend und grimmig: „Das macht Alles, weil Euch die Hände nur bloßig zum Rumdrehn gewachsen sind.“

Der junge Mann aus der Stadt hatte den Polizei-

verwalter lange auf eine Antwort warten lassen. Die Augen zu Boden geschlagen, die Hände krampfhaft in einander drückend stand er da, ein Bild finsterer Verzweiflung. Endlich ermannte er sich, schaute wie hülfeflehend im Kreise herum und begann:

„Mein Großvater, welcher auch Zimmermann hieß, diente als Förster bei dem verstorbenen Herrn v. Staufen, dem Vater des jetzigen Besitzers von Brogenau.

Der Großvater hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter. Und das war meine Mutter.“

„Aber warum sagen Sie Nichts von Ihrem Vater?“ fragte der Amtmann.

„Von dem weiß ich Nichts“ — erwiderte der Jüngling mit gerötheten Wangen. „Meine selige Mutter hatte sich vergangen, ohne daß der Großvater Etwas ahnte. Als sie aber daniederkam, rührte ihn der Schlag; und als die Mutter das hörte, ward sie todkrank und starb. —

Ich blieb nun beim Großvater, welcher bald wieder gesund wurde, bis zum siebzehnten Jahr. Ich wollte das Forstfach lernen. Da starb plötzlich der alte gnädige Herr, und sein Sohn, welcher schon seit achtzehn Jahren als Offizier bei der Garde stand, kam nach Brogenau und übernahm die Güter.

An demselben Tage, als er auf's Schloß gekommen

war, sagte mir der Großvater, daß ich nicht länger bei ihm bleiben dürfe, und daß er mich nach L. als Schreiber unterbringen wolle. Und so geschah's auch. Ich wurde Schreiber beim Stadtgericht. — Aber das Stubensitzen und „Picheln" gefiel mir nicht. Ich hätte lieber das Forstfach gelernt. Ich sagte das dem Großvater; aber er mochte davon Nichts hören. Er erlaubte mir nicht einmal, eine Flinte zu nehmen und des Sonntags auf die Jagd zu gehn.

Endlich vor einem halben Jahre starb er. Ich hatte nun auf der Welt keinen Menschen mehr, welcher von mir Etwas wissen mochte. Das ewige Schreiben war mir in den Tod verhaßt, und ich dachte Tag und Nacht darüber nach, wie schön es sei, eine Flinte auf dem Rücken, im Forste herumzustreichen.

Eines Abends machte ich im grünen Adler eine Bekanntschaft von zwei Herren, welche ich schon oft dort gesehn und welche immer viel Geld d'raufgehn ließen. Wir sprachen auch von der Jagd; und da ich ihnen erzählte, daß ich ein guter Schütze sei und im Brogenauer Forste jeden Wechsel und alle guten Anstände kenne, sagten sie, ich solle doch einmal mit ihnen gehn, sie würden mir auch zu einem Gewehre verhelfen.

Ich ging nun einmal und dann öfter mit. Was

wir schossen, verkauften sie und gaben mir immer redlich meinen Theil vom Erlös."

Hier schwieg der junge Mann, und der Polizeiverwalter, welcher im Schreiben nicht besonders geübt zu sein schien, benützte die Pause, um das Protokoll in Ordnung zu bringen.

„Der arme Mensch," sagte die gefühlvolle Schenkwirthin zu dem Kirchvater von Brogenau, welcher Riedel hieß und des Sonntags während der Predigt immer mit dem Klingelbeutel herumging — „wenn sie'n einsperren thun, verlieren wir unsern besten Stammgast. — Was se doch um so 'ne Kracke von Hasen für Aufhebens machen!"

Der Kirchvater Riedel, welcher des Sonntags auch immer ein schwarzes Käppchen auf dem Kopfe und eine riesengroße Brille auf der Nase trug, schüttelte auf diese Anrede bedächtiglich das Haupt und dann antwortete er: „Hochmuth kommt vor dem Falle, Gevatterin; und Gott suchet die Sünde der Väter oder Mütter an den Kindern heim, wie unser Herr Pastor spricht. Seht nur, die hübsche Zimmermanns-Annerl wollte halt partout 'nen Vornehmen haben. Unser Eins war ihr zu schlecht und zu bäuersch. Und am Ende hat sie sich in 'nen Vornehmen verguckt, und weil sie den Teufel an die Wand gemalt, da kam er."

Während deß war der Amtmann mit seinem Protocolle zu Stande gekommen. „So, nun wären wir so weit" — sagte er, die Feder hinter das rechte Ohr steckend. — „Durch Offenheit und Aufrichtigkeit ersparen Sie mir und Ihnen unnöthige Schreibereien. Und ich denke, wenn Sie uns nur auf die Spur der zwei Kerle verhelfen, können wir bei Ihnen schon einmal ein Auge zudrücken. — Sagen Sie uns jetzt, was Sie von dem Aufenthalt der beiden Burschen wissen, und geben Sie uns ein genaues Signalement von ihnen."

Heinrich Zimmermann seufzte tief auf und begann: „Wenn wir mit einander auf den Anstand gehen wollten, so trafen wir uns jedesmal" — — —

Ein Knall — ein Klirren der Fensterscheiben — ein Schrei — und der junge Mann stürzte, von einer Kugel in die Brust getroffen, leblos zusammen.

Es muß bemerkt werden, daß das Wirthshaus von Brogenau das erste, oder wenn man will, das letzte Haus im Dorfe war, daß es die Front auf die Landstraße kehrte und daß es von der rechten Seite durch einen Garten begrenzt wurde, welcher an den herrschaftlichen Forst stieß.

Die große Gaststube enthielt vier Fenster, davon zwei nach der Straße und zwei nach dem Garten gingen. Aus dem Garten war der Schuß gekommen, und der

Mörder hatte sich von dort aus leicht in den anstoßenden dichten Forst flüchten können.

Lautlose Stille herrschte nach dem Schusse in der Schenkstube. Kein Mensch rührte sich; nur der Gemordete zuckte zuweilen noch einmal im Todeskampfe. Das Ereigniß war ein so plötzliches, unerwartetes, unerhörtes, schauderhaftes, daß nicht Einer unter Allen die Fassung und Geistesgegenwart zu behaupten vermochte. Kein Mensch dachte daran, den unbekannten Meuchler zu verfolgen oder dem unglücklichen Opfer der Hinterlist beizustehn. Es war Alles versteinert, erstarrt von Schreck und Furcht.

Endlich war Schefer der erste, welcher zur Besinnung kam. „Wilhelm,“ — rief er einem seiner anwesenden Knechte zu — „laufe hurtig und spanne die Braunen ein und hole den Doctor Stüber; Du weißt doch, er wohnt auf der Dorotheengasse im goldnen Anker. Mach geschwind und gebrauche die Peitsche. Marsch!“

Der Wilhelm stürzte sein Bier hinunter und lief, was er konnte, die Braunen einzuspannen.

Jetzt hatte auch der Polizeiverwalter die Erstarrung von sich abgeschüttelt. Er zog die Feder hinter dem Ohre hervor und mit den Worten: „Kraft meines Amtes bringe ich den Thatbestand dieses bedauerlichen

Vorfalls zu Protocoll!" — fing er aufs Neue zu schreiben an.

Die Wirthin kniete bei dem Leichnam nieder, hob ihm den Kopf in die Höhe, suchte das aus der Brust strömende Blut zu stillen und rief unter Schluchzen und Händeringen: „Ach, Gott erbarme sich, itzunder werden wir unsre Gäste verlieren; denn die Leute werden unsre Wirthschaft 'ne Mördergrube schimpfen, und mein Mann ist nicht einmal daheim!"

„Grämt Euch nicht ohne Noth, Muhme," — tröstete der Schefer die Jammernde — „was Ihr da eben gesagt habt, das ist dumm Zeug. Eure Wirthschaft bleibt rechtschaffen wie zuvor, und die Gästen werd'n gleichfalls bleiben, und das sind Alles nur Narr'nspossen. Aber Johann," — rief er dem danebenstehenden Hausknechte zu — „du Trübetimpel, so bringe doch 'ne Schütte Stroh. Die Leiche kann doch nicht so auf blanker Diele liegen bleiben."

Der Johann brachte das Stroh. Das Blut ward von den Dielen gewischt, und der Leichnam auf's Stroh gelegt.

Inzwischen hatte der Amtmann den Thatbestand zu Papier gebracht. Der Gerichtsmann und der Schefer und auch der reiche Hanke mußten unterschreiben.

„Ich hätte doch nimmermehr gedacht, daß in Bro-

genau so was vorkommen könnte," — äußerte der Holzhauer Tobias — „und wenn man sich's recht bedenken thut, da steht Einem halt der Verstand stille."

„Und was das der Herrschaft für Kosten machen wird!" — versetzte der Heinze, fast mit einem Lächeln der Genugthuung. — „Denn wenn sie die Kerle erwischen, da wird das ein langwieriger Prozeß, und das Dominium muß Alles bezahlen."

In diesem Augenblicke fuhr ein Wagen vor den Kretscham. Ein vornehmer Herr stieg aus dem Wagen. Es war der Gutsbesitzer v. Staufen.

Hastig trat er in die Schenkstube. „Nicht mehr zu retten?" — fragte er, ein Licht ergreifend und damit zu dem Todten tretend. Doch plötzlich ließ er den Leuchter fallen, taumelte einige Schritte zurück, fuhr sich mit der Hand nach der Stirn und murmelte: „O Gott!"

Das Alles dauerte kaum eine halbe Minute. Dann faßte sich der Edelmann wieder, wandte das Gesicht von dem Todten ab und sagte zu seinem Amtmann: „Lassen Sie diese Leiche nach dem Schlosse schaffen. Ich werde Befehle geben; man wird ein Zimmer bereit halten. Ein Arzt kann hier Nichts mehr thun; das ist Tod, vollkommener Tod. Was den Mörder betrifft, so werd' ich sogleich nach der Stadt, um mit dem Landrath

die geeigneten Maaßregeln zu besprechen. Gute Nacht!“

Und hastig, wie er eingetreten, ja noch hastiger, ging er wieder hinaus.

Seine Befehle wurden indeß von Seiten des Amtmanns in Ausführung gebracht.

Nachdem die Leiche weggeschafft und der Polizeiverwalter und Jäger fortgegangen waren, griff auch der Schefer nach seinem Hut, bezahlte sein Bier, ohne es auszutrinken — was eine wunderbare Seltenheit war — und wollte sich eben davon machen, als ihm der Kirchvater Riedel, seine Brille in das rothe Futteral steckend, zurief: „Warte doch, Gevatter, ich will Dir Gesellschaft leisten.“

Als die Beiden eine Weile schweigend mit einander gegangen waren, blieb der Kirchvater plötzlich stehen und sagte zu dem Schefer:

„Ich weiß recht gut, was Dir im Kopfe ’rumgeht; und, siehst Du, ich könnte Dir aus dem Traume helfen, ich.“

Der Schefer aber schien gar nicht auf seinen Kameraden gehört zu haben. Nachdenklich mit dem Kopfe schüttelnd, murmelte er: „Warum fiel ihm denn das Licht aus der Hand, und warum schrie er denn so jämmerlich, als er dem Todten ins Gesicht schaute?“

Riedel neigte sich geheimnißvoll zu des Andern Ohr und flüsterte: „'S war ja sein Sohn. Vor jenen achtzehn Jahren hab' ich ihn gar manches Mal mit der hübschen Annerl im Busche getroffen."

Wäre es nicht finster gewesen, so hätte man wahrnehmen können, wie das Gesicht des Bauern Schefer nach diesen Worten seines Freundes den Ausdruck einer feierlichen Rührung annahm. Andächtig schlug der Mann seine Augen zu den Sternen auf, als wolle er dadurch andeuten: Vor den Gesetzen der Welt kann man straflos erscheinen; denn sie lassen sich auslegen! Vor dem Tribunal des Weltgeistes aber gilt keine Knifftologie, keine Rechtsverdreherei, vor ihm gilt die Wahrheit!

„Sieh nur, Bruder Riedel" — sagte Schefer mit ernster, bewegter Stimme. — „Dieser Mann hat viel auf dem Gewissen; ich möcht's nicht haben. Den alten Förster hat der Schlag gerührt, und darnach ist er wohl wieder gesund, aber niemalen mehr froh geworden. „„Mein Haus ist verunehrt; die Schande ist drinnen eingezogen — und mein Kind ist todt, und ihr Name beschimpft!"" — Solcherlei Gedanken haben ihm achtzehn Jahre zum Kopfkissen gedient, wenn er sich des Abends niederlegte. Und hernach der arme unglückliche junge Mensch! Hast Du vernommen, Gevatter, wie er so traurig zum Amtmann sagte: „„Und seit des Großvaters

Tode hatt' ich Niemanden mehr auf der Welt, der von mir Etwas hätte wissen wollen!""

Siehst Du, Bruder, diese Rede werd' ich dem gnädigen Herrn vordeclamiren. Er soll die Pille hinunterschlucken, so wahr wie ich Schefer heiße!"

Und nun gingen sie wieder stillschweigend mit einander.

„Aber, Schefer," begann mit einem Mal der Kirchvater — „ich kann mir halt partout nicht 'rausdoctern, warum sie'n denn todtschießen thaten!"

„I, das will ich Dir wohl sagen" — versetzte der Angeredete. — „Sie haben Bange gehabt, er könnt' sie verrathen; denn vermuthlich hat der junge Mensch von ihren Schlupfwinkeln mehr gewußt, als er dem Polizeiverwalter sagen mochte."

Elftes Kapitel.

Max Günther war vierzehn Tage im Riesengebirge herumgestrichen und hatte die sturmgepeitschten Wellen seines Empfindungsoceans durch körperliche Anstrengung und durch eine inbrünstige Umarmung der Natur ins Gleichgewicht gebracht.

Als er nach Breslau zurückkehrte, fand er mehrere Briefe, unter andern einen von seinem Freunde Burgsdorf vor. Derselbe schrieb ihm:

„Lieber Max!

Kaum eingetroffen in meiner Heimath, hörte ich vom Schloßgarten aus einen Reiter über den Hof traben. Eine jener sonderbaren Ahnungen, welche uns bald gleich Irrlichtern necken, bald mit einer unerklärlichen Seherkraft begaben, sagte mir sogleich, daß dieser Reiter unser Briefbote sei, und daß er mir von Ihnen einen Brief bringen werde.

Wiewohl nun dieser Ihr Brief nur die Worte enthielt:

„„Ich bin wieder zu mir selber gekommen! Ich wollte spornstreichs nach Burgsdorf; aber eine Meile davor fällt mir ein, daß es gut sei, wenn wir nach jeder Verirrung uns selber eine Büßung auferlegen, um das Geschick zu entwaffnen; darum zieh' ich mich für ein Paar Wochen ins einsame Gebirge zurück.““ so hab' ich doch Alles vollkommen begriffen.

Daß Sie nicht direct von Berlin zu uns kommen wollten, billige ich durchaus. Ich gestehe Ihnen sogar frei und offen: Ich würde Ihnen gezürnt haben, wenn Sie gekommen wären! Sie kennen mich hinlänglich, lieber Freund, um zu wissen, daß ich nicht sonderlich zum Pedantismus Neigung habe. Aber, wenn Sie gekommen wären, würde ich mich in Ihnen im Punkte des Zartgefühls getäuscht haben; und darum hätte ich Ihnen gegrollt! —

Ohnedies haben wir Beide bereits unser Gewissen mit einer Sünde belastet: — ich habe meine liebe Schwester verrathen, indem ich Ihnen die Memoiren, die nur für den Bruder geschrieben waren, zu lesen gab, — und Sie haben mich durch eine Appellation an meine Freundschaft zum Verrath angestachelt. — Die Strafe dafür ist, daß ich zum ersten Male in meinem

Leben gezwungen bin, die Augen niederzuschlagen, wenn mich zuweilen der klare, reine Blick von Marien trifft; und was Sie belangt, so wandern Sie ja im Büßergewand im Gebirge herum.

Uebrigens darf ich Ihnen nicht verbergen, daß auch an Marien eine gewisse Unruhe, ein innerer Kampf sichtbar wird. Vermuthlich ist eine unvorsichtige Aeußerung Kurt's die Veranlassung davon.

Wenn Sie Ihrer wieder ganz sicher und ganz klar über sich sein werden, dann besuchen Sie uns — und ich hoffe das Beste.

Was Kurt anbetrifft, so gleicht er einem unseligen Schatten der Unterwelt. Sein Fieber kehrt immer wieder zurück, seine Nerven sind stumpf, sein ganzer Organismus erschlafft. An fieberfreien Tagen arbeitet er an einem Trauerspiel, dessen Held das Glück der Menschheit aus dem Himmel holen will, aber nicht kann, weil ihn eine unglückselige Krankheit an die Scholle fesselt.

Dieser Stoff giebt uns Veranlassung zu langen Verhandlungen über die Natur des Tragischen.

Beinahe hätt' ich vergessen, Ihnen mitzutheilen, daß jener Chevalier d'Aubert, den Sie durch die Memoiren Mariens kennen, zwei Tage bei uns in Burgsdorf verlebt hat. Ein zufälliges Zusammentreffen führte eine Einladung meinerseits und dann seinen Besuch herbei.

Wenn man behauptet, unsre Zeit bringe keine großen Geister hervor, so thut man manchen Leuten, unter Andern auch diesem Franzosen, ein himmelschreiendes Unrecht. — An Energie, Willensstärke, Thatkraft und kühnem, verwegenem Streben, glaube ich, steht er Bonaparte nicht nach. An Hochherzigkeit aber und tiefer Erkenntniß der Zeit und ihrer Anforderungen überflügelt er ihn bei Weitem.

Es ist schwer, in der Gegenwart, bei ihrem Drange nach Auflösung der gesellschaftlichen Dissonanzen, ein Genie herauszuerkennen, noch schwerer aber für das Genie selber, sich zur Geltung zu bringen.

Was würde wohl Bonaparte im Jahre 1850 für eine Rolle spielen? — Entweder gar keine — oder eine ganz kurze, unbedeutende! — Heutzutage imponirt eine durch Staatsstreiche zur Geltung gekommene Säbelherrschaft nicht mehr — noch weniger könnte sie von Dauer sein. Auf andre Weise aber als durch Staatsstreiche ist keine Säbelherrschaft mehr möglich. — Zum Reformator hatte Napoleon die Anlage nicht; und nur durch Reformen könnte sich in der Geschichte der Gegenwart ein Mann eine imposante, ehrfurchtgebietende Stellung erwerben.

Wie steht's mit der Kunst, guter Freund? Sind Sie in den Bergen dem Rübezahl irgendwo be-

gegnet und haben Sie ihn gemalt? — Ich bin neugierig.

Nun Adieu! Kommen Sie bald!

Ihr

treuer

Rudolph."

Dieser Brief machte auf Günther einen in mehr als einer Beziehung peinlichen Eindruck. Für's Erste blickte, wenn gleich schonend, ein versteckter Vorwurf aus demselben; für's Zweite fragte sich Max: Was hatte denn dieser reformsüchtige Jesuit in Burgsdorf zu schaffen?

Max lag in seinem Empfangszimmer auf einem Sopha von schwarzem Sammet. (Denn für ihn war die Kunst bereits eine reiche Goldquelle und das Gold ein Mittel, seinem Hange zum Schönen, Stattlichen zu genügen. Er suchte in allen Dingen eine Art von Vollendung, im Genuß wie in der Kunst.) Und während er mit dem tiefen, ich möchte sagen, besonnenen Behagen eines echten Feinschmeckers seine Havana rauchte, schweifte sein Blick mit Genugthuung in dem eleganten, einfach-prächtigen Gemache umher.

Der Brief von Rudolph lag neben ihm; und als sein Auge vielleicht schon zum zehnten Male darauf fiel, legte er ihn zusammen, seufzte noch einmal und steckte

ihn ein, gleichsam, als wolle er jede Anregung zu unangenehmen Gedanken aus seinem Bereiche verbannen.

Mit ihm befand sich noch Joseph, sein Bedienter, im Zimmer. Joseph stäubte gerade die Gemälde und Möbel ab.

Joseph war ein Oberschlesier. Er hatte sich dem Schulfach widmen wollen, hatte sogar schon einen Cursus auf dem Seminar durchgemacht, als plötzlich das Seminar in Breslau aufgelöst und er entlassen wurde. Joseph, der durchaus unbemittelt war, wußte nicht, was beginnen. Max Günther traf den jungen Menschen bei einem Freunde, welchen Joseph um Rath und Unterstützung zu bitten gekommen war, und nahm ihn, ihm die doppelte Rolle als Geheimsecretär und Bedienter zuertheilend, zu sich.

Joseph war ein kluger, geschickter und ehrlicher Mensch, so daß sich Max bald Glück wünschte, ihn an sich gezogen zu haben. Der junge Mann hatte von jeher eine große Vorliebe zum Zeichnen besessen. Diese Vorliebe bildete sich in der Umgebung des Künstlers zu einer wahren Leidenschaft aus. Oft, wenn Günther gegen Mitternacht nach Hause kehrte, fand er Joseph zeichnend oder malend, und zwar stets mit einer Correctheit und Gewandtheit, daß er darüber erstaunte.

Ließ sich Günther zuweilen darauf ein, ihm hier

und da einen Verstoß gegen die Gesetze des Lichtes oder der Perspective bemerkbar zu machen, oder ihm einige kurze, flüchtige Regeln zu geben, so schoß aus des jungen Mannes Augen ein Strahl des Verständnisses, welcher dem Maler, wenn er ihn gewahr worden wäre, wohl die Augen geöffnet hätte.

Joseph stäubte also, während Max behaglich seine Cigarre rauchte, die Gemälde und das Geräth des Zimmers ab.

„Wie steht's mit Ihrer Herkulesarbeit?" — fragte der Maler plötzlich.

Der Diener oder Secretär erröthete und erwiderte, die Augen verschämt niederschlagend: „Ich bin gestern Abend damit fertig geworden."

„O, dann will ich ihn sehn, Ihren Herkules. Wo ist er?"

Joseph eilte aus dem Zimmer und brachte nach wenig Minuten dem Maler das verlangte Gemälde.

Günther traute kaum seinen Augen, als er das Bild in den Händen hielt. „Ich hätte mich dieses Gemäldes wahrhaftig nicht zu schämen, und größere Talente als ich auch nicht" — sagte er bei sich. Sinnend betrachtete er den jungen Mann, welcher bescheiden und ohne Widerwillen in seiner unerquicklichen Arbeit des Abstäubens fortfuhr.

Nach einer Weile legte Max das Bild auf einen Tisch neben dem Sopha und sagte: „Haben Sie etwa durch Zufall eine Kopie des betrunkenen Herkules von Rubens irgendwo zu Gesicht bekommen?“

„O nein!“ — antwortete Joseph, seine verständigen Feueraugen zu Günther aufschlagend. — „Ich wußte gar nicht, daß auch der große Rubens einen Herkules gemalt hat.“

„Aber wie sind Sie zu all diesen anatomischen Kenntnissen gekommen, von deren Vorhandensein dies Bild da einen so sprechenden Beweis liefert?“

„Verzeihen Sie“, — versetzte Joseph auf's Neue erröthend — „ich weiß nicht, was anatomische Kenntnisse sind.“

Der Maler lächelte. Bald aber wurde er wieder sehr ernst. „Sollte hinter dieser Unwissenheit die Allmacht des Genie's verborgen sein?“ — fragte er sich.

„Ich meine,“ — fuhr er dann laut fort — „Sie müssen die Körperverhältnisse, den Gliederbau, das Hervortreten einzelner Körpertheile bei gewissen Zuständen und das Zurücktreten anderer bei denselben Zuständen, das Spiel der Muskeln und dergleichen, welches Sie Alles so schön und kräftig an Ihrem Herkules dargestellt haben, Sie müssen dies irgendwo ernstlich und sehr aufmerksam studirt haben.“

„O, wenn Sie dies meinen, dann habe ich es allerdings mit Sorgfalt beobachtet. Ich bin vier oder fünf Mal auf einen Badeplatz gegangen, habe mir dort einen Mann von starkem, kräftigem Körperbau ausgesucht und ihn lange und in all seinen Bewegungen betrachtet, und darnach das Bild gemalt."

Während Joseph mit höchster Einfachheit dies erzählte, kam es Günther vor, als ob sich des Jünglings Gesicht verklärte und von der Weihe des Genie's überstrahlt würde. „Sonderbar!" — sagte er bei sich — „vielleicht liegt in diesem Menschen die Anlage zu einem Rembrandt, und dieser unentwickelte Rembrandt putzt mit denselben Händen, womit er die Welt in Bewunderung und Entzücken versetzen könnte, meine Stiefeln und Möbel!"

In diesem Augenblicke zog man von Außen an der Klingel. Joseph sprang hinaus und kehrte bald mit der Meldung zurück: „Eine Dame wünscht Sie zu sprechen."

Max erhob sich, warf die Cigarre bei Seite und ging der Dame entgegen.

„Ich komme, Sie mit einer Bitte zu belästigen, mein Herr", — begann die eingetretene junge Frau, an der Hand einen Knaben führend — „ich wünschte, Sie möchten diesen Knaben portraitiren."

„Mit Vergnügen, Madame," — versetzte Max nach einer Verbeugung — „wollen Sie sich gefälligst in meine Malerwerkstätte bemühen?"

In Günthers Atelier machte man sogleich die Bemerkung, daß der Künstler außer seinem Talent noch guten Geschmack und entschiedenen Ordnungs- und Schönheitssinn besitze. Da herrschte keine originelle Liederlichkeit, keine geniale Verschrobenheit, kein künstlerisches Durcheinander. Alles war einfach, ordnungsmäßig, elegant und einladend.

Max wies die Fremde in einen der zwei großen, schwellenden Lehnsessel, setzte den Knaben, welcher ihm geschwind erzählte, daß er Richard heiße und auch ein Maler werden wolle, in ein vortheilhaftes Licht und begann dann, des Knaben Gesichtsumrisse zu zeichnen.

Joseph hatte während deß allerhand in der Werkstätte zu schaffen. Da gab es ein schiefhängendes Gemälde gleichzurücken, ein Papierschnitzel aufzuraffen und bei Seite zu werfen u. s. w. Gleichzeitig jedoch betrachtete er aufmerksam und sinnend das reizende Gesicht Richards.

„Und nun sitze mäuschenstill" — sagte die Dame zu dem lebhaften Knaben. — „Du darfst Dich jetzt weder rühren noch unterhalten."

„Im Gegentheil, Madame," wandte Max Günther

ein — „lassen Sie ihn sprechen und sogar ein wenig sich bewegen. Ich würde Ihnen sonst ein steifes, ausdrucksloses Gesicht gleich dem eines Daguerreotypisten anfertigen. Die einfachen Linien und Umrisse eines Gesichts zu zeichnen, ist Sache einer fast nur mechanischen Fertigkeit. Dagegen ist es Sache des Talents, also die Hauptaufgabe beim Portraitiren, die sich in den Zügen abspiegelnde, in den plastischen Formen sich bewegende Seele mit dem Pinsel zu fixiren. Leben ist Bewegung. Ein lebendiges Gesicht muß ein bewegtes sein."

„Mir scheint diese Ansicht so einfach und klar, daß ich sie unbedenklich zu der meinigen mache" — erwiderte die Dame, einen beifälligen Blick auf den Künstler werfend.

Joseph lächelte bei Günthers Rede verständig, wie ein Mathematiker, welchem soeben der Beweis eines neuen Lehrsatzes gelungen.

„Sie malen auch Landschaften?" — fragte die Fremde, in dem Atelier umherschauend.

„Ich habe es nur mit einer einzigen versucht. Und das geschah einerseits des Studiums, andrerseits und hauptsächlich einer angenehmen Erinnerung wegen. In jenem Bilde" — fuhr er, mit dem Finger auf ein Gemälde an der Wand deutend, fort — „habe ich mich

bemüht, die gar wunderbare und so mannichfache Färbung des Laubholzes im Frühling abzuzeichnen. Neben dem eigenthümlichen Roth und Braun der Eiche, darein sich aber hier und da schon das kräftige Grün des Sommers mischt, glänzet das strotzende Grün der schattigen Buche. Darüber ragen die anmuthigen, mit dünnen Fasern befranzten Wipfel des schlanken Lärchenbaumes, neben welchem wieder die Tanne mit ihren dunkeln Nadeln und an der Spitze ihrer Zweige mit dem hellen Saftgrün und dem Korallknospen paradirt. — Im Hintergrunde hebt die alte, graue Ruine ihr wildbewachsenes, vom Zahn der Zeit zernagtes Haupt in die Wolken und bildet einen hübschen Gegensatz zu der üppigen, schwellenden Jugend des Waldes im Vordergrunde. Der Hauptwerth des Bildes besteht für mich, wie ich schon angedeutet, in der Erinnerung, welche dasselbe in mir erweckt. — Die Ruine befindet sich in Oestreich, nicht weit von Wien."

„Wir werden sie also auch sehen!" — rief der Knabe mit großer Freude. — „Denn wir reisen nach Innsbruck; und da muß man ja über Wien reisen, wie die Mama sagt."

„Sie sind also nicht Schlesierin, Madame, wie ich Ihrer Aussprache des Deutschen zufolge geglaubt habe?" fragte der Maler.

„Ich bin sogar hier in Breslau geboren und auferzogen. Erst vor zehn Jahren, bald nach meiner Verheirathung, bin ich meinem Gemahl nach Innsbruck gefolgt. Gegenwärtig befinden wir uns hier, um diesen verwaisten Knaben abzuholen. Ein Freund meines Mannes hat diesem kurz vor seinem Tode die Verpflichtung auferlegt, sich des Kindes anzunehmen, ihm Vater zu sein.“

„Aber bist Du denn nicht meine wirkliche Mutter?“ fragte Richard, beinahe in Thränen ausbrechend.

Bei dieser naiven Frage des schönen Knaben überdeckte eine Purpurröthe Wangen und Hals der jungen Frau. Sie neigte das Haupt wie der Forst im Sturm und sagte in tiefer Aufregung: „Von jetzt an werd' ich es sein, lieber Richard!“

Kein Moment dieser Scene war dem Maler entgangen. Unwillkührlich betrachtete er die Züge des Knaben schärfer als bisher. Eine dunkle, aber immer lebhafter werdende Erinnerung stieg in seiner Seele auf. Und, um den letzten Schatten eines Zweifels zu verscheuchen, warf er einen Blick nach einem kleinen Portrait, welches im Hintergrunde des Zimmers hing.

Zufällig stand auch Joseph gerade im nämlichen Augenblicke vor dem nämlichen Bilde, indem er auf-

merksam bald das Portrait, bald das Gesicht des Knaben scharf betrachtete.

„Also habe ich Recht!“ — sagte sich Max im Innern. Dann jenes Portrait herbeiholend und der immer noch verlegenen jungen Frau überreichend, rief er laut: „Sehn Sie, Madame, welche überraschende Aehnlichkeit!“

Kaum hatte die Fremde einen Blick auf das Portrait la Vergne's geworfen, als sie einen kurzen, aber lauten Schrei ausstieß.

Als der Knabe den Schrei vernahm, sprang er herbei, und das Bild zu Gesicht bekommend, rief er strahlend vor Freude und Entzücken: „Aber das ist ja meines Vaters Bild, Herr Maler, Sie haben also auch meinen Vater gekannt?“

Die Baronin von Hutter — denn sie war es — saß marmorbleich und zitternd in ihrem Sessel. Sie war keines Wortes mächtig und warf nur dem Maler einen flehenden Blick halb verstohlen zu.

Max, welcher jetzt Alles begriff, sagte sich innerlich nur die Worte: „Sie ist also seine Mutter, und der Abbé war sein Vater!“ — Darauf führte er den Knaben auf seinen Stuhl zurück und begann: „Allerdings habe ich Deinen Vater ein wenig gekannt, lieber Richard; und ich freue mich, daß mein Bild da ziemlich gelungen

ist. Denn das beweist mir Dein schnelles Erkennen. — Ich habe nämlich vor einigen Jahren" — fuhr er, an die Baronin sich wendend, fort — „mit Herrn la Bergne und einer jungen Dame, welche er nach Innsbruck brachte, eine Strecke von Oestreich durchreist. Da mir seine Züge höchst interessant erschienen, und seine Persönlichkeit überhaupt einen lebhaften Eindruck auf mich machte, so habe ich später sein Portrait nach der Erinnerung gemalt."

Kaum hatte Max der jungen Dame erwähnt, welche mit la Bergne gereist war, als die Baronin sich lebhaft aufrichtete, ihre frühere Verwirrung mit einem Male von sich warf und mit einem sonderbaren Lächeln, dem Lächeln der Genugthuung und befriedigter Rache, zu dem Maler sagte: „Ah, Sie meinen die Gräfin Marie Burgsdorf, die Nichte des Abbé, — wenigstens gab er sie dafür aus. Jetzt ist sie, wenn ich nicht irre, an den Chevalier d'Aubert verheirathet!" — Und als wollte sie die Tragweite ihrer Worte erkennen, schaute sie Günthern forschend ins Gesicht.

Glücklicherweise erinnerte sich Max der Memoiren Mariens und des Charakters, welcher der Baronin in denselben beigelegt war. — Er durchschaute so ziemlich ihre Absicht, sich an ihm für ihre Beschämung durch ihn ein wenig zu rächen. Denn daß sie von dem zarten

Verhältnisse zwischen Marien und ihm eine Ahnung habe, daran zweifelte er keinen Augenblick.

Und wiewohl sich trotz alledem das spitze Wort der Baronin gleich einem Giftpfeile in seine Brust gebohrt hatte, versetzte er dennoch mit einem schalkhaften, fast spöttischen Lächeln: „Man scheint Sie unverantwortlich falsch berichtet zu haben, gnädige Frau. Ich stehe mit dem Bruder der Gräfin in lebhaftem Briefwechsel; und er hat mir niemals nur mit einem Worte angedeutet, daß zwischen seiner Schwester und jenem Chevalier selbst die geringste Beziehung stattfände.“

„Sie überraschen mich in der That“ — erwiderte die Baronin mit vollkommener Unbefangenheit. „Einem Freunde verschweigt man doch sonst dergleichen nicht. — Und hat Ihnen der Graf auch niemals von einem Besuche des Chevalier auf seinem Schlosse geschrieben?“

Wie stark auch die Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung des Malers gewöhnlich waren, so erschütterten doch einerseits die Gelassenheit und offenbare Zuversicht dieser Frau, und andrerseits die Erinnerung an die etwas geheimnißvolle Erwähnung Rudolphs von dem Besuche d'Aubert's seine Ruhe. Sein spöttisches Lächeln wich einer erzwungenen Gleichgültigkeit. Die Bleifeder verirrte sich, so daß er das Gummi zu Hülfe nehmen mußte. Und mit merklicher Anstrengung geschah es, daß er ant-

wortete: „Ich entsinne mich wohl, daß Rudolph von einem kurzen Besuche des Chevalier schreibt. Es geschieht aber mit der hervorgehobenen Bemerkung, daß ein ganz zufälliges Zusammentreffen diesen Besuch herbeigeführt habe."

„Ah, also nur ein ganz zufälliges Zusammentreffen!" — sagte die Baronin mit boshaft gläubiger Miene. — „Nun, dann hat man mir ohne Zweifel ein Mährchen, eine Mythe zum Besten gegeben. O über die Männer! Als mir der Chevalier vor etwa zwei Monaten erzählte, daß er in Kurzem die Nichte des Abbé sehen würde, und mich bat, ihm ein Briefchen mitzugeben, weil man ihn dann wohl freundlicher aufnehmen dürfte, glaubte ich ernstlich, ihm durch mein Billet einen sehr wichtigen Vorschub zu leisten. Und jetzt muß ich hören, daß er sich in dieser Beziehung dem leidigen Zufall anvertraut habe. Die Männer sind entsetzlich wankelmüthig, Herr Günther!"

Längst schon war die Baronin mit dem Knaben, dem Kinde der Liebe, weggegangen, als der arme Max immer noch bewegungslos in seiner Werkstätte saß, und wie ein Astronom nach einem bereits untergegangenen Sterne auf einen Punkt im Zimmer schaute.

Er hatte ein Gespenst gesehn, und als es wieder verschwunden war, glaubte er immer noch an seine Anwesenheit; so sehr hatte ihn die Erscheinung erstarren gemacht.

„Dieses Weib" — sagte er fast tonlos — „welches seine frühere Entehrung ohne Gewissensbisse in dem Bette eines rechtschaffenen, aber betrogenen Mannes zu verbergen wußte, ist wohl fähig, eine teuflische Lüge zu erfinden, oder ein unbedeutendes Wort zu einem Gewebe von Tücke und Arglist zuzustutzen. Ich wäre ein Narr, wenn ich ihr trauen wollte!" — Damit erhob er sich und rief nach seinem Diener Joseph.

Zwölftes Kapitel.

Der Graf Burgsdorf ging, die Hände über den Rücken gekreuzt, in dem großen Saale des Schlosses auf und ab. — Der Saal war gothisch gebaut; Thüren, Fenster, Tische, Stühle — Alles gothisch. Eine große Thür von buntem Glas führte nach einem geräumigen Balkon, welcher nach dem Parke zu ging, eine hübsche Fernsicht bot und ringsum mit Zitronen- und Orangenbäumen besetzt war.

Es war an einem jener Julimorgen, welche die Natur ebenso als das Gemüth des Menschen erfrischen und zugleich wieder erwärmen.

Rudolph trat heraus auf den Balkon. Er schaute in der prangenden, reichen Natur umher und nach dem reinen, majestätischen Himmel. Er schlürfte in vollen Zügen die belebende, stärkende, köstliche Luft, und lauschte dem Halleluja der Lerche.

Auf dem an den Park stoßenden Felde gewahrte er

die emsigen Schnitter, welche in anmuthiger, gleichmäßiger Bewegung die vom Morgenwinde sanft bewegten Getreidegefilde vor sich niederstreckten und hinter sich warfen, als hätten sie damit sagen wollen: Vor uns Arbeit und Mühe, — hinter uns vollbrachte Arbeit und überstandene Mühe. Ueber das Voruns können wir nicht hinwegschauen; aber das Hinteruns liegt eben und übersehbar da. Dringen wir weiter vor!

„Ob wir zum Genuß oder zur Arbeit geschaffen sind?" — fragte sich Rudolph, trat zurück in den Saal und setzte seine Promenade darinnen fort.

„Es ist dies gerade, als ob ich zu ergründen versuchte, ob unser Geist vorzüglicher als unser Körper sei. So wie sich Arbeit und Genuß gegenseitig bedingen, hängt der Geist vom Körper und der Körper vom Geiste ab.

Es giebt nichts Einseitiges in der Natur; und unter den Menschen sollte es Nichts davon geben. — Unsre Ideale sind Hirngespinste, wofern sie die Wirklichkeit negiren; und das Leben ist ein engherziges, nichtiges, wofern es unsre Ideale verhöhnt. Sobald wir das Schöne und Hohe blos in uns aufzunehmen bestrebt sind und nicht die Kraft und Hingebung besitzen, uns an das Schöne und Hohe herauszugeben, bleiben wir einseitige, untüchtige Gesellen.

Damit lassen sich die Wirren und Kämpfe der ganzen Gegenwart erklären. Unsre Zeit verlangt, daß sich der individuelle Mensch aufgebe, sich der Allgemeinheit, der Gesellschaft, dem Staate unterordne, in ihnen aufgehe. Dann wird er später sein Ich verschönter und veredelter wiederfinden.

Aber leider will Keiner mit der Hingebung beginnen! Und so bleiben wir, wie wir waren, beschränkt und vereinsamt, die Gesellschaft zerklüftet und zwieträchtig."

In diesen Betrachtungen wurde Rudolph durch den Eintritt seiner Tante gestört.

Diese Tante war eine Frau von 50 Jahren, groß, hager und energisch in Gang und Haltung. Ihr Haar war ehedem blond gewesen; jetzt schimmerte es stark ins Grauweiße. Was die Augen betrifft, so erinnerten sie an den „welschen Himmel" — durch ihre Farbe, — und an die Sterne des Himmels in Bezug auf den Glanz und das Funkeln. — Das waren ein Paar schöne, herrliche Augen! — Ihr Teint, welcher vor jenen Jahren bezaubernd gewesen sein mußte, hatte eben in Folge seiner früheren Zartheit sehr gelitten. Dennoch hatte er eine gewisse Frische behalten, welche sonst die Frauen in der Regel zu Anfang der Vierziger Jahre verlieren.

„Guten Morgen, lieber Rudolph!" — begann sie

mit freundlichem Lächeln — „das ist heut ein ganz seltsam schöner Morgen.“

„Ja, er ist seltsam schön“ — erwiderte der Graf, noch halb in seine Betrachtungen versunken.

Die Tante begriff sogleich, daß sich der Neffe gegenwärtig in jenem Seelenzustande befinde, in welchem wir nur ein wenig Raum zu freier Bewegung und sonst Nichts bedürfen, durchschritt nicht ohne Anmuth, wenigstens sehr würdevoll, den Saal und setzte sich schweigend unter die Orangenbäume des Balkons.

Nachdem sie daselbst einige Minuten ihre schönen Augen hatte über Garten, Park, Felder und Auen gleiten lassen, zog sie ein Buch unter dem Arm hervor und begann zu lesen.

Wer hätte es dieser Frau angesehn, daß sie oft Tage lang, bei verschlossenen Thüren und ohne irgendwelche Gesellschaft, die fürchterlichsten Qualen litt?

Sobald sich ihre Gichtanfälle einstellten, zog sie sich schweigend auf ihr Zimmer zurück, untersagte jede Theilnahmebezeigung, schlug jede Hülfeleistung und Tröstung aus, und duldete keine lebendige Seele um sich.

Inzwischen spazirte Rudolph immer noch aufgeregt und unruhig in dem Saale auf und ab. Seine Augen leuchteten voll Verstand und Entschiedenheit, sein Gang war rasch, aber unregelmäßig.

Rudolph hatte eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Chevalier. Es drängte ihn mit furchtbarer Gewalt, zu handeln und etwas Ersprießliches zu schaffen; er strebte kühn und rastlos danach, Etwas für seine Zeit zu werden. Aber während der Chevalier wirklich handelte, während dieser sich seinem Ziele gewachsen, seine Kräfte zureichend fühlte, handelte Rudolph nur durch Gedanken, und besaß kein festes Vertraun zu seiner Fähigkeit und Kraft. —

Daher ward Rudolph sehr oft von einer fieberhaften Unruhe ergriffen. Sein Verstand schrieb ihm eine Bahn vor, welche er zu durchlaufen hätte — die Aufregung stachelte ihn bis zu einer festen Entschiedenheit, welche dann in seinen Augen glänzte. Aber hinterher kam der Zweifel an seinem Beruf, seiner Tüchtigkeit — er wartete, bis er aufs Neue in den unbehaglichen Zustand der Spannung, Ruhelosigkeit und innerer Zerwürfniß verfiel.

Wenn Günther um ihn war, fühlte sich Rudolph stets stärker und fester. Denn Günther war einer jener wenigen Männer, in deren Innerem Eintracht herrschte, welche den Zwiespalt der Zeit überwältigt hatten und über aller Parteiung standen. Wenn es in Maxens Seele noch brauste und stürmte, so war es der Sturm der Liebe, welcher die Wogen in die Höhe oder Tiefe

schleuderte; bei Rudolph aber machte der dunkle Drang nach Handlung und That die Wellen seiner Empfindung schwanken; die noch ungestillte Sehnsucht, seine Ideen zu verwirklichen, machte sein Blut heiß durch die Adern strömen.

Rudolph sagte sich z. B.: Das Volk bedarf vor Allem des Unterrichts, der Bildung und einer erträglichen Existenz! Nun wohl! Unterrichten wir dasselbe, bilden wir es und machen ihm das Dasein erträglich!

Der Entschluß war gefaßt; und im Ganzen war es nicht schwer, ihn zu fassen. — Aber die Ausführung war schwieriger.

Während er über Alles dies sann und dachte, brachte man ihm einen Brief, welchen er sogleich als von Günther kommend erkannte. Max schrieb:

„Lieber Freund!

In einigen Tagen werde ich bei Ihnen sein. — Ueber mich bin ich, wie sie wünschten, im Klaren. Es treibt mich nun, auch über das, was ich so gern als die Ergänzung meines Ichs ansehen möchte, klar zu werden.

Den Rübezahl habe ich in den Bergen nicht angetroffen; aber so manches Andere, was mich tiefer und wärmer berührt hat.

Ach, lieber Rudolph, unser biederes deutsches Volk — ich meine hier besonders den Bauer und Landmann überhaupt — verdient wohl, daß man an dasselbe herantrete, es kennen und achten und lieben lerne. Nur dann wird man im Stande sein, nachhaltig und veredelnd auf dasselbe zu wirken.

Es ist keine Kunst und hat keinen Werth, in gewissen Augenblicken der Aufregung zu sagen: Ich bin deutsch bis auf den Grund meiner Seele! Ich liebe mein Volk bis zur Aufopferungsfähigkeit! Mein Geist, mein Herz und mein Arm stehen ihm zu Gebote!

Wie so Manchen habe ich mit strahlenden Augen und wirklicher Begeisterung derartige Phrasen deklamiren hören. — Und darnach hielt man dem guten Volke eine Rede, von welcher es nur wenig verstand und noch weniger glaubte; und dann rief man, seine Hände in Unschuld waschend, aus: Mit diesen Menschen ist Nichts anzufangen!

Freilich, auf diese Weise nicht!

Denn das Volk ist mißtrauisch; und dazu hat es ein Recht. Und das Volk besitzt einen gewissen kernigen Stolz und beargwöhnt die Redlichkeit und Herablassung derer, welche sich eben herablassen. Und dazu hat es wieder ein Recht.

Aber man trete zu ihm als seines Gleichen; man

stoße sich nicht an manche Rohheiten und Verschrobenheiten, man studire seine Gewohnheiten und Neigungen — und man wird über den Dornen schöne, frische Rosen finden! — Man zeige sich ihm offen, treu, redlich; und man wird sich sein Zutraun, seine Liebe erringen. Und erst dann wird man im Stande sein und ein Recht haben zu lehren und zu bilden!

Nur vierzehn Tage habe ich mich bei den Landleuten des Gebirges aufgehalten, mit ihnen gegessen, geschlafen, gearbeitet und geplaudert — und ich habe Respekt vor dem Kern ihres Wesens, vor der Rechtschaffenheit ihres Gemüthes, vor der einfachen Klarheit ihres Verstandes; — und selbst ihre Manieren haben mich am Ende nicht mehr abgestoßen.

So hab' ich denn eine süße Ueberzeugung und eine köstliche Hoffnung in das Getümmel meiner Vaterstadt zurückgebracht! Und das hat mehr Werth als ein schönes Gemälde!

Ich habe Ihnen früher schon einmal von dem Talent meines Joseph gesprochen. Dieser Tage hat sich dasselbe als wirklich bewunderungswürdig herausgestellt. Ich werde mir einen andern Diener suchen, Joseph in den Elementen der Malerei unterrichten und später, von guten Freunden unterstützt, denselben nach Düsseldorf schicken.

Nach Allem, was ich von diesem jungen Manne gesehn, fühle ich eine ernste Verpflichtung, so zu handeln.

Nun, lieber Rudolph, schließe ich. Wir werden alles Uebrige ja in Bälde mündlich verhandeln können

Adieu!

Ihr

getreuer Max."

Nachdem Rudolph den Brief durchlesen, fühlt' er, daß ihm eine Binde von den Augen genommen.

„Er hat Recht" — sagte er sich — „wir dürfen uns nicht den Anschein geben, als ließen wir uns herab; und sollen uns nicht abstoßen lassen, wenn ihre rauhen Gewohnheiten zuweilen unsre verfeinerten Gefühle ein wenig verletzen."

Darauf trat er beruhigt und aufgeheitert auf den Balkon. —

„Was lesen Sie da, liebe Tante?" — begann er zu der alten Dame, welche bei seinem Erscheinen das Buch weggelegt hatte.

„Es ist einer von den neuern und soll einer von den besten Romanen der Gegenwart sein" — erwiderte sie. — „Ich muß aber gestehn, daß mir in Romanen alles Politisiren und Raisonniren ein Greuel ist; und in diesem politisirt man auch."

„Sie haben Recht,“ — entgegnete Rudolph — „ein Schriftsteller darf als solcher kein Politiker sein, das heißt, er darf nicht Partei sein, darf die Politik nicht machen. — Die Gegenwart ist mit Romanen überschwemmt, und vorzüglich haben die Franzosen reichlich zu dieser Sündfluth beigesteuert. Je mehr Romane aber erscheinen, desto mehr verliert die wirkliche Kunst.“

„Aber wie so denn, Rudolph?“ fragte die Tante. „Gehört nicht der Roman ebenfalls zu den Kunstwerken der Dichtung?“

„Er sollte dazu gehören“ — versetzte der Graf. — „Aber welch' greuliche Abirrung von der Kunst finden Sie in den meisten neuern Romanen! Entweder ist es ein sogenannter Tendenz- oder philosophischer Roman, den man uns darbringt, oder ein Machwerk, das von romantischen Spuk- und Salonscenen förmlich strotzt; oder eine Sammlung und Zusammenstellung von Gemeinplätzen und moralischen Phrasen; oder endlich eine fade politische Schmähschrift, welche den Bann gegen Alles schleudert, was sich nicht zu ihren Ansichten bekennt.

Ein Werk aber, welches rein plastisch und objectiv unsre so merkwürdige und interessante Zeit darstellte, welches das Chaos der Gegenwart vor uns ausbreitete und die Schöpfung andeutete, welche aus dem Chaos hervorgehen muß — ein solches Werk kenne

ich nicht. Freilich würde in demselben auch von Politik, und, was unsre Zeit am meisten bewegt, von gesellschaftlichen Fragen die Rede sein müssen. Aber der Schriftsteller würde uns nicht durch seine Raisonnements ermüden und durch Parteilichkeit ärgern; sondern er würde einfach diese Verhältnisse abmalen, wie sie eben sind, er würde den Kampf und Zwiespalt schildern, aber er würde nicht theilnehmen an dem Kampfe und Zwiespalt, er würde entwickeln, aber nicht urtheilen, das Urtheil dem Leser überlassen: er würde uns einen einfachen Text ohne Noten überliefern."

Von alledem schien die alte Dame nur wenig angehört zu haben. Sinnend vor sich hinschauend, saß sie eine Weile da, dann seufzte sie tief auf und sagte: „Ich kann eine Zeit unmöglich interessant nennen, welche so viele theure Bande zerrissen, welche verwegen angetastet, woran wir und unsre Vorfahren mit Liebe gehangen, und welche uns für alles Verlorene auch nicht durch das Geringste schadlos gehalten hat.

Es ist wahr, die tapfersten und gebildetsten Söhne des Landes haben den Thron gerettet, die Phantasten und ehrgeizigen Ränkeschmiede sind zur Ruhe gebracht, die Gesellschaft, darinnen sich Menschen von feiner Bildung und guten Manieren bewegen, ist erhalten worden; aber dennoch ist es nicht mehr, wie es war und glaube mir,

Rudolph, die schöne Zeit der Eintracht, der Ehre und Ritterlichkeit wird nimmer wieder kehren.

Laß mich offen sein, lieber Neffe. Hätte ich wohl als junges Mädchen jemals gewagt, über Staat oder Kirche eine Meinung zu äußern, oder nur eine zu haben? Und heut! lieber Gott!" — sie hielt inne, weil sie fühlte, auf dem Punkte zu sein, einen persönlichen Vorwurf zu machen. — „Der süße Friede so vieler hochgeachteter Familien ist gestört, die Ungezwungenheit des Umgangs ist vernichtet; man fürchtet sich in Gesellschaft mit der Sprache herauszurücken, weil man niemals weiß, welchem politischen oder religiösen Glaubensbekenntnisse man zu begegnen hat.

Ich gebe zu, daß das Alter besonders Mißtrauen gegen alle Neuerungen hegt. Und ich würd' es nicht wagen, eine neue Einrichtung zu verdammen, welche mich blos überraschte oder vielleicht gar erschreckte. Aber Institutionen, welche mich empören, mich in meinen heiligsten und besten Gefühlen beleidigen, können nur meinen Abscheu erregen! — und dann hab' ich nicht nöthig, das Mißtraun des Alters in Anschlag zu bringen."

Die alte Dame hatte sich anfangs in eine große Aufregung und dann in einen heftigen Zorn hineingesprochen. Mit fast jugendlicher Leichtigkeit sprang sie

vom Stuhle empor und schritt lebhaft auf dem Balkon hin und her.

Rudolph entgegnete kein Wort. Die gute Tante war ihm zu theuer und lieb, und das Gastrecht zu heilig, als daß er daran gedacht hätte, sie durch eine Entgegnung zu kränken.

Sie zu überzeugen, war unmöglich; das wußte er. Denn sie hing mit allen Wurzeln ihres Wesens in der Vergangenheit.

Plötzlich blieb sie stehen und mit dem Finger nach dem Schloßhofe weisend, sagte sie zu Rudolph: „Da, lieber Neffe, betrachte doch diese Gruppe! Wenn Dein Freund, der Maler, hier wäre, so müßt' er sie malen."

Unten im Hofe stand die junge Gräfin Marie. Vor ihr einer der Knechte, welcher die Mütze auf dem Kopfe, die Hände in den Hosentaschen und, wie es schien, mürrisch und sich auf seine rüde Nonchalance etwas zu Gute thuend, ihre Fragen langsam und träge beantwortete.

„Macht dieser rohe, ungeschliffene Mensch etwa eine schönere Figur als unsre früheren Unterthanen, welche demüthig und zuvorkommend uns gegenüber standen?" — fuhr die alte Dame ein wenig ironisch fort. — „Lag in ihrer Unterthänigkeit, welche nicht selten aufs Innigste mit einer blinden und rührenden Ergebenheit verschmolzen

war, nicht mehr Bildung und Sitte, als in dem dumm-stolzen, fast hämischen Gesichte dieses Knechtes? — Erkläre Dich doch ein wenig darüber, guter Rudolph. Kann da wohl von irgend einem Fortschritt die Rede sein?"

Die Scene im Hofe war in der That höchst komisch, und aus diesem Grunde schien Marie dieselbe absichtlich zu verlängern durch neue Fragen an den ungezogenen Burschen.

Nur die Scheu, seine Tante zu verletzen, vermochte Rudolph, ein lautes Lachen gewaltsam zu unterdrücken. Darauf aber entgegnete er ernst und mit Ueberzeugung: „Das Volk schreitet wie der einzelne Mensch nur stufenweise, abschnittartig fort. Und so wie wir alle die sogenannten Flegeljahre durchmachen, jenen unangenehmen Zeitabschnitt, in welchem wir nicht wissen, ob wir noch zu den Kindern oder schon zu den Erwachsenen gehören, welcher Zweifel uns ungeschickt, ungezogen und schwerfällig macht — so hat auch das Volk seine Flegeljahre, in welchen es wegen seiner schwanken, unbestimmten, zweideutigen Stellung steif, zäh, träge und roh erscheint. — Dieser Bursche da unten ist der Liebling fast aller Mädchen des Dorfes. Es giebt keinen lustigern, pfiffigern und liebenswürdigern Menschen in der ganzen Gemeinde. — Marien, seiner Herrin, gegenüber geberdet er sich tölpelhaft, weil er über seine Stellung durchaus

im Unklaren ist. Er möchte nicht kriechend, nicht servil, sondern so männlich und selbstständig als möglich erscheinen. Diese an sich edlen Gefühle drückt er unbeholfen aus. Und auch dies fühlt er wieder, und die Furcht, albern und lächerlich zu erscheinen, macht ihn immer ungeschickter. Dieser Mann ist mit einem Worte das Produkt unsrer Zeit, welche das Volk in den Zustand der Flegeljahre versetzt hat."

„O, das ist eine traurige, eine abgeschmackt prosaische Zeit!" — rief die alte Gräfin trübsinnig — „und beklagenswerth alle Die, welche, in der harmlosen Kindheit dieses Volkes geboren und aufgewachsen, sich jetzt noch an die Ungezogenheiten seiner Lümmeljahre gewöhnen müssen!"

In diesem Augenblicke trat Kurt v. Staufen hastig auf den Balkon.

Er war in Reisekleidern; seine Haltung hatte etwas Festeres, Entschlosseneres als gewöhnlich; sogar seine sonst marmorbleichen Wangen waren leicht gerörhet.

„Mein lieber Freund" — sagte er, dem Grafen warm die Hand drückend — „ich komme, Abschied von Ihnen zu nehmen. Mein Vater bedarf meiner; und, wie Sie wissen, es ist dies das erste Mal in meinem Leben, daß mein Vater meiner bedarf, und das treibt mich zur Eile."

„Aber was ist denn vorgefallen, lieber Kurt?“ — fragte Rudolph mit Theilnahme.

„Es muß etwas Schreckliches vorgefallen sein, Etwas, was nicht blos seine äußern Verhältnisse verwirrt und schwierig gemacht, sondern was auch zugleich sein Gemüth erschüttert, sein Herz zerrissen hat“ — entgegnete Kurt. — „Er schließt seinen Brief an mich mit den Worten: „„Komme doch nur bald, mein Sohn; denn ich bin gar sehr niedergebeugt!““ — So wie Sie meinen Vater kennen, muß er in der That völlig verzweifelt sein, um dergleichen Worte auf das Papier zu setzen.“

Kurt sagte dies Alles mit einer Art geheimer Freude. Ueberhaupt war sein ganzes Wesen verändert. Die kränkelnde Schwermuth, die sich selbst unabläßig anschauende Traurigkeit, die Unsicherheit, die trübselige Entsagung, dies Alles schien ihn urplötzlich verlassen und einer bestrebsamen, kampfesmuthigen Energie, einer männlichen Festigkeit und Entschlossenheit Platz gemacht zu haben. —

Und dem war auch wirklich also. Das Weh' und das Leid, welches ihn selber getroffen, allein getroffen, drückte ihn zu Boden, gleichwie ein Platzregen das körnerschwere Getreide niederbeugt und zu Boden drückt. Aber das Ungemach, welches seinen stärkeren und festeren Vater niederschmetterte, richtete ihn, den Schwachen,

wieder auf, so wie der Sturm, welcher den kräftigen Wald verwüstet, den beschwerenden Regen von den zarteren Aehren schüttelt und sie dann wieder aufrichtet. — Kurt fühlte in sich eine Riesenkraft, nun, da es galt, seinen Vater zu trösten. Erstens erhob ihn der Gedanke, gerade dem Vater, welcher gegen ihn so hartherzig gewesen war, helfend und rettend an die Seite zu treten. Zweitens hatte er sich bisher für so ohnmächtig, so schwach gehalten und hatte in der That so sehr der Theilnahme Anderer bedurft, daß ihn jetzt der Hülferuf eines Andern zu einer begeisterten Entschlossenheit anregte und zu jeder Aufopferung bereit machte.

Diese Entschlossenheit aber war um so werthvoller, um so erhabener, als er sie erst durch den Kampf gegen einen unendlichen, unermeßlichen Schmerz — wir werden bald erfahren, gegen welchen — behaupten mußte. Und sein Aufopferungsmuth war um so preiswürdiger, als er schon ahnete, fast bestimmt wußte, welches Opfer — nämlich das allergrößte — er würde bringen müssen.

Bald nachher stand schon der Wagen vor der Thür, und Kurt reiste ab.

Als er fort war, sagte die Tante zu Rudolph: „Wäre dieser unglückliche junge Mann in unsrer, in der guten Zeit aufgewachsen, so würde er eine Zierde der Männer, ein Liebling der Frauen und ein glücklicher

Mensch geworden sein, während er jetzt als ein Opfer des Zweifels und der Aufklärung Eurer Zeit langsam verkümmert.“

Marie, welche schon vor Kurt's Abfahrt zu den Beiden getreten war, ergriff zärtlich den Arm der alten Dame und sagte mit einem schwermüthigen Lächeln: „Man sagt ja, liebe Tante, daß, je schöner, je glorreicher eine Zeit sei, desto größere Opfer sie koste!“

Inzwischen fuhr der Wagen mit Kurt schnell seines Weges fort. Als er bis in den nahen Wald gekommen war, wo die belaubten Zweige der Bäume einen Schirm gegen die blendenden Sonnenstrahlen bildeten, zog Kurt einen Brief aus der Tasche und las ihn noch einmal durch. —

Dieser Brief enthielt folgende Zeilen:

„Mein lieber junger Freund!

Als sie kurz vor Ihrer Abreise von Berlin mir gewisse Erklärungen gaben, tauschte ich dieselben durch eine andre von meiner Seite aus, und dann schieden wir, einig und zufrieden mit einander.

Von Burgsdorf aus schrieben Sie einmal an Paulinen. Sie ist Ihnen die Antwort darauf noch schuldig. Denn Pauline ist krank, ernstlich, weil gemüthskrank.

Wenn Sie können, so kommen Sie doch recht bald

zu uns her. Ihre Gegenwart wird wie ein günstiger Wind das drohende Unwetter zertheilen und hinwegtreiben. —

Bis dahin leben Sie wohl!

Ihr

G. Goldschmidt."

Als Kurt diesen Brief aufs Neue durchlesen hatte, stieg ein tiefer, schwerer Seufzer wie ein Abschiedslaut an sein Glück, aus seiner Brust empor. Darauf befahl er dem Kutscher, die Pferde anzutreiben.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.